

Geographischer Anzeiger

In Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes,
Reichsfachgebiet Erdkunde, herausgegeben von

Prof. Dr. Hermann Haack

und

Prof. Dr. Friedrich Kniერიem

Reichsfachbearbeiter für Erdkunde im NSLB.



Aufsätze werden mit RM. 64.— für den Bogen von 16 Seiten, kleine Mitteilungen mit RM. 3.— für die Spalte vergütet. Von den Aufsätzen erhalten die Mitarbeiter 10, von kleinen Mitteilungen und Besprechungen 2 Abdrucke unentgeltlich. Für uneingefordert oder ohne vorherige Anfrage eingeschickte Beiträge übernimmt die Schriftleitung keine Gewähr.

Aufsätze (mit kurzer Schluss-Zusammenfassung des Inhalts oder der Ergebnisse), sonstige Mitteilungen und Besprechungsstücke sind an die Schriftleitung in Gotha, Julius-Pertthes-Strasse 3—9, zu senden.

Der Anzeiger erscheint für 1941 in 12 Doppelheften.

Bezugspreis: Für Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes für den ganzen Jahrgang RM. 12.—, bei Bezug unter Kreuzband zuzügl. Versandkosten.

Für nicht dem NSLB. angehörige Bezahler ist der Preis RM. 18.—.

Bestellungen können durch alle Buchhandlungen oder beim Verlag Julius Pertthes in Gotha erfolgen.

Der Bezugspreis der Zeitschrift ist an die Buchhandlung zu zahlen, durch die die Lieferung erfolgen soll; an den Verlag von Julius Pertthes in Gotha, Postcheckkonto Erfurt 2044, sind Zahlungen nur dann zu leisten, wenn unmittelbare Zusendung gewünscht wird.

Verlag und vermittelnde Buchhandlung erleichtern den Bezug der Zeitschrift dadurch, daß sie, ohne dadurch am Charakter des Jahresabonnements zu rühren, mit der Zahlung des Jahres-Abonnementspreises in 4 Quartalsraten einverstanden sind.

Inhalt von Heft 21/22:

FUGMANN, Referent Dr. Ernst, Krakau, Institut für Deutsche Ostarbeit, Sektion Landeskunde: Landschaft Galizien. Die natürlichen Landschaften — Ein geographisch-physiognomischer Überblick (mit 2 Karten, s. Tafel 31)	401
KIRRINNIS, Stud.-Rat Dr. Herbert, Schloßberg/Ostpr., Bohlandstr. 17: Ragnit an der Memel	407
DEUERLING, Stud.-Prof. Dr. Oswald, München 13, Hefstr. 38: Die Krain und ihre deutsche Vergangenheit	417
ROSENTHAL, Stud.-Rat Heinz, Bernburg, Theaterstr. 1: Deutsche Geländenamen zwischen Diederhofen und Longwy	419
KRENN, Dr. Ernst, Allentsteig/Niederdonau, Leichgasse 98: Ein Besuch in den Schwedischen Schären (mit 4 Abb., s. Tafel 32 u. 1 Textfzisse)	422
KNIERIEM, Prof. Dr. Friedrich, Frankfurt/Oder, Gnesener Str. 16: Die Reichsausstellung „Seefahrt ist not“ des NSLB. in Köln vom 16. August bis 1. Oktober 1941	425
MITTEILUNGEN DES REICHSSACHBEARBEITERS FÜR ERDKUNDE	426
Japan — ein Kessel unter Überdruck von Dr. Hans F. Zedl, Köln-Marienburg, Goltsteinstr. 209	429
Die jüngsten Erdbeben in Mexiko und der Vulkan Colima von Stud.-Rat Alexander Stelzmann, Krefeld-Uerdingen a. Rh., Augustastr. 8	430
Der Gau Moselland von Dr. Josef Schmithüsen, Abtl. Landeskunde im Reichsamt für Landesaufnahme, Berlin C 2, Burgstr. 28	431
Noch einmal über Tropentauglichkeit von Dr. Kurt Gebauer, z. St. G. Meteorologe an der Deutschen Seewarte, Hamburg 13, Mittelweg 154	433

GEOGRAPHISCHER LITERATURBERICHT, Nr. 707—789: Angezeigt sind Arbeiten von:

Anders, G.	717	Haushofer, A.	764	Lautenschlag, S.	739	Rohmeier, W.	779
Arndt, J.	724	Hausmann, W.	765	Lautenschlag-Pöffler, G.	771	Rosen	780
Barth, F.	754	Hendmann, W.	766	v. Leers, J.	740	Rosenbusch, G.	725
Blachetta, W.	708	Herre, P.	712	Lüdte, F.	772	Sauer, M.	707
Blöd, M.	725	Hirrichs, G.	725	v. Lügelsburg, Ph.	773	Sasse, H. G.	750
Bohás, D.	720, 726	Hofmeister, R.	732	Manthe, G.	774	Schafer, O.	781
Breuh, P.-A.	723	Hollmas, G.	733	Meding, L.	775	Schmidt, P.	752
v. Bubnoff, G.	757	Hüber, R.	734	Mödel, F.	741	Schmieber, O.	728
Defant, A.	757	Jätschke, G.	718	Raumann, J. A. F.	776	Schmittknecht, H.	728, 782
Diehl, G.	758	Jensch, G.	716	Reumann, G.	742	Schwetstoll, H.	743
Diebel, R. D.	729	Jonas, F.	735	Reumann, R.	777	Sprickler, F.	783
Fochler-Gaule, G.	759	Jütt, A.	714	Rischke, R.	743	Stabmüller, G.	784
Gehlsen, C. H.	760	Kaewpfer, E.	719	Nohara, H.	744	Stange, H. D. H.	785
Geisler, W.	710	Karlsdt, D.	767	Ortleib, H.-D.	721	Timme, F.	786
Geisler, H.	729	Keiper, W.	768, 769	Peters, H.	722	Tugemann, H.	743
Glen, W.	730	Keit, G.	715	Pracient, H.	709, 778	Walz, F.	787
Grob, H.	711	Keyser, E.	713	Räumer, F.	725	Wundt, W.	788
Grob	761	Klopper, R.	736	Rabe, P. D.	746	Wußmann, G.	753
Haald, G.	762	Köppe, D.	770	Reiser, D.	748	Jorell, F.	789
Hartung, F.	731	Krenkel, G.	738	Ritter, P.	749		

ASTRONOMISCHE MONATSECKE von Dr. Hans Klauder, Heidelberg-Königl., Sternwarte 440

SONDERBEILAGEN: Tafel 31: 2 Karten zu G. Fugmann: Landschaft Galizien; — Tafel 32:

4 Abbildungen zu G. Krenn: Ein Besuch in den schwedischen Schären.

Einzelpreis dieses Doppelheftes . . . RM. 2.—
Für Mitglieder des NSLB. RM. 1.35

„Das Londoner Ministerium erstrebt die Weltherrschaft und malt, um dieses Streben zu verhüllen, das Gespenst ‚Die Religion ist Gefahr‘ und ‚Die Freiheit Europas liegt im Sterben!‘ an die Wand und erfüllt die Welt mit so imaginären Schreckgespenstern, um ihr um so besser die Zügellosigkeit des eigenen Machtstrebens und die trügerischen Winkelzüge seiner lichtscheuen Politik zu verbergen.“
Friedrich der Große

LANDSCHAFT GALIZIEN

DIE NATÜRLICHEN LANDSCHAFTEN — EIN GEOGRAPHISCH-PHYSIOGNOMISCHER ÜBERBLICK

von ERNST R. FUGMANN

(Mit 2 Karten, s. Tafel 31)

Von jeher haben die recht vielgestaltigen Verhältnisse Galiziens auf politischem, kulturellem, ethnischem und anderem Gebiete den verschiedensten Disziplinen der Wissenschaft verwickelte Probleme ganz besonderer Art gestellt. Auch in der geographischen Betrachtung, im Typus des Landschaftsbildes und des Klimas, in den Charakterzügen der Bevölkerung, ihrer sozialen Schichtung, in den Erscheinungen der Anpassung der Menschen an die von Natur gegebenen Existenzbedingungen nimmt dieses interessante Land seine Sonderstellung ein. Durch die Angliederung der ostgalizischen Gebiete an das Generalgouvernement und damit an Hoheitsgebiet des Großdeutschen Reiches wurde ein politischer Raumbegriff erneut in das Blickfeld der Öffentlichkeit gerückt, und auch die landeskundliche Forschung ist angehalten, das Land Galizien wieder mehr als bislang als besondere räumliche Individualität nach allen geographischen Betrachtungsweisen in ihr Arbeitsprogramm aufzunehmen. Im Rahmen der landeskundlichen Forschungen am Ostinstitut Krakau soll im folgenden, erinnernd gleichsam, ein erster Überblick zur Physiognomie der galizischen Landschaft gegeben werden; hierbei handelt es sich um den landschaftlichen Eindruck, um eine zusammenfassende erste skizzierende Übersicht der beobachtenden Geographen auf Befahrung im Gelände.

In der verwaltungsmäßigen Gebietsabgrenzung sind unter den verschiedenen politischen Gewalten (vergleichsweise für die Jahre 1910, 1931—39 und 1941) keine wesentlichen Arealunterschiede eingetreten; das Kronland Galizien und Lodomerien der Habsburger umfaßte rd. 78500 qkm mit 8,025 Mill. Einwohnern (1910), die Südwowjodschaften Krakau, Lemberg, Stanislaw und Tarnopol im ehemaligen Polen 79100 qkm mit rd. 8,51 Mill. Einwohnern; das Generalgouvernement teilt das Gebiet in zwei (in der Verwaltungsbezeichnung heterogene) Distrikte Krakau und Galizien, wobei der Name „Galizien“ nur auf die 1941 zurückeroberten Gebiete zwischen San einerseits und Zbrucz, Dnjepr und Czernomocz andererseits, also auf die vorwiegend ruthenisch bestimmten Landstriche Anwendung findet; die nördlichen Grenzfürme der verwaltungspolitischen Einheit „Südwowjodschaften“ mit einigen wenigen Gemeinden der Kreise Landshut, Jaroslaw, Lubaczow, Rawa Ruska und Sokal gehören wie bis August 1941 dem Distrikt Lublin an; und die vom San nunmehr im allgemeinen weiter östlich verlaufende Grenze des Distrikts Krakau hält sich an die Ostgrenzen der ehemaligen polnischen Kreise, Jaroslaw, Przemysl, Sanok und Lesko, die in der Zwischenzeit 1939—41, vor der Rückgliederung Ostgaliziens, vom San durchschnitten worden waren.

Die fast 150jährige österreichische Verwaltung in Galizien hat sowohl der Landschaft wie den Menschen eine scharfe Sonderprägung verliehen, die auch Versailles-Polen noch nicht hat verwischen können; dies berechtigt, auch unserer geographisch-physiognomischen Betrachtung im Überblick den seit 1772 geschaffenen Raumbegriff „Galizien“ im weiteren Sinne mit den Großstadt-Brennpunkten Lemberg und Krakau zugrunde zu legen.

Besonderheit und Eigenart des galizischen Landes sind letztlich mit der Großraumlage ursächlich verknüpft. Sie wird gekennzeichnet einmal durch eine ausgesprochene Brückenlage zwischen zwei großen Binnenmeeren (Ostsee und Schwarzes Meer), gleichzeitig im Bereich der Übergangszone zwischen reichgegliedertem, gebuchtetem und zerlapptem Halbinsel-Westeuropa und weniggegliedertem

massivem Block-Osteuropa, andererseits durch eine bereits geschichtlich erwiesene Durchgangslage in der Ost—West-Achse der großen Völker- und Heerstraßen zwischen Halbasien und Europa als südliche großräumerverbindende Randlandschaft der nordeuropäischen Tiefländer und endlich durch die augenfällige, als Ganzes trennend wirkende natürliche Barre des Karpatenbogens (mit allerdings mehreren nicht ungünstigen Übergangsmöglichkeiten nach dem Donaubecken) im Süden des Landes. Immer haben die Karpaten in ihrem gesamten galizischen Außenraum eine richtungweisende Wirkung in ost—westlicher oder umgekehrter Richtung auf die großen historischen Siedlungsbewegungen (Wastarnen, Ostwandalen; Skythen; Deutsche) oder auf den Verkehr (wechselseitige Handelsverknüpfungen im Mittelalter) ausgeübt. Galizien ist außerdem bis heute das „unausgegorene Vermittlungsgebiet“ zweier Kultur- und Glaubenswelten, der asiatisch—östlich-slawischen und europäisch—westlich-germanischen, bedingt auch der byzantinischen und römischen, gewesen¹⁾. Damit übernahm Galizien von jeher die Funktionen eines Übergangslandes; es wirkt auch in seiner Landschaftsphysiognomie vermittelnd und überbrückend zwischen den Kettengebirgslandschaften Südeuropas, den Schollen- und Plateaulandschaften Mitteleuropas und den großen Niederungen Nord- und Nordosteuropas. Diese Landschaftstypen selbst sind in Galizien auf relativ kleinem Raum vertreten. In diesem Land treffen sich „die unabsehbaren Ebenen des ostslawischen Ostens mit der feiner gegliederten mitteleuropäischen Landschaft ostdeutscher Prägung, das mitteleuropäische Waldland und die Vorposten der sarmatischen Steppen.“ Reichum, Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Gegensätzlichkeit zeichnen das morphographische Landschaftsbild aus.

Im großen gesehen heben sich nur zwei Großlandschaften heraus: Karpatenzone und Vorlandzone. Eine genauere Analyse des Formenschatzes löst diese scheinbare Einheitlichkeit jedoch bald auf. Alle Übergänge von der schroffen Hochgebirgswelt über eintönige Waldrüden, vielgestaltige Kalkklippen mit Mittelgebirgscharakter, sanft geschwungene breite Rücken im Hügellande und endlich weite Niederungen mit Wald und Feld bestimmen das regional recht unterschiedliche äußere Erscheinungsbild. „Der Reisende, der die Karpaten Galiziens quer durchmisst, könnte einem Schiffer verglichen werden, dessen Fahrzeug ein steingewordenes Meer durchsegelt, und zwar eine glatte See im Hügellande, ein sturmbelegtes hochwogendes Meer in den Beskiden, eine wilde, sich überstürzende, giftig brandende See in der Tatra“ (Sarwicz).

Die zonale Landschaftsgliederung Galiziens lehnt sich an die West—Ost- bzw. Südost—Längserstreckung der Karpaten an. Von Süden nach Norden werden mit bis zur Weichsel—Dnjestr-Linie fallenden, dann steigenden Höhen durchschritten: 1. Hochkarpaten, a) Beskiden/Hohe Tatra = Westkarpaten; b) Waldkarpaten (a) und b) über 600 m); 2. Vorkarpatisches Hügelland (Hochflächen und Rücken (600—300 m); 3. Vorkarpatische Ebenen (bzw. Senken), a) Weichsel—San-Niederung, b) Dnjestr-Niederung (unter 300 m); 4. Südpolnisches Plattenland (in der Anordnung von Westen nach Osten, a) Oberschlesische Platte, b) Kleinpolnische Hochebene, c) Galizisches Tafelland = Podolische Platte (bis 400 m).

Das Land dacht sich im allgemeinen bis zum Weichsel- und Dnjestrlauf pultförmig nach Nordosten hin ab: die höchsten Rücken, Kämme und Grate finden sich an Galiziens Südgrenze im Zuge des gewaltigen, in einer Länge von 1300 km von Mähren bis nach Rumänien hineinziehenden Karpatenbogens (mit fast 2700 m maximaler Höhe), eines Gliedes im großen jungen eurasiatischen Faltengebirgsgürtel; Niederungs- und Tiefland dehnt sich im Norden in der Weichsel—San—Dnjestr-Niederung (in Höhenlagen zwischen 220 und 145 m), in der Achsenzone der sogen. Subkarpatischen Senken aus. Hier trennt die subkarpatische Landstufe (300-m-Höhe) die galizische Niederung als Außenzone physiognomisch deutlich von der südwardigen Innenzone, dem eigentlichen karpatischen Bergland.

Innerhalb der galizischen Niederung waltet wieder die landschaftliche Zweifelt, hervorgerufen durch die Existenz der europäischen Hauptwasserscheide zwischen Weichsel—San und Dnjestr: Weichsel—San-Niederung und Dnjestr-Niederung werden durch eine Rücken-Hochflächzone (Schwelle von Grodek) voneinander geschieden; diese genetisch-hydrographische Trennung erweist sich im Landschaftsbild zugleich als eine physiognomische.

Durch drei große Bruchlinien bedingt, stellt das mit seiner Basis auf den Vorbergen der Karpaten ruhende Weichsel—San-Dreieck ein tektonisches miozänes Einbruchsbecken im Karpatenvorland dar, das nach Lage, Form und Entstehung gewisse Ähnlichkeit mit der Oberdeutschen Hochfläche vor dem Alpenfuß zeigt. Die Formenelemente der Weichsel—San-Niederung (und der Kleinpolnischen Ebene) sind glazialen Ursprungs; allenthalben verrät sich der gestaltende Einfluß des nordischen Eises: Auf-

¹⁾ Auch klimatisch treffen hier zwei Einflußsphären aufeinander; ozeanische und kontinentale Klimazüge haben ihre Bereiche bzw. mischen sich.

schüttungslandschaft mit Moränen, Geröll- und Sandrücken, und Dünenlandschaft aus der nacheiszeitlichen Klimaphase. Über der in die Tiefe gesunkenen Dreieckscholle erreichte das galizische Inlandeis seine mächtigste Entwicklung; die Oberflächengestaltung der Niederung ist jedoch nicht einheitlich; wir haben zwischen a) ursprünglichem Gletscherterrain und b) dem Gebiet der Alluvien als landschaftliche Typen zu unterscheiden. Eigentliche eiszeitliche Bildungen finden sich nur im diluvialen hügeligen Gelände, während in den tiefer gelegenen Talböden die jüngeren Flußalluvionen zutage treten. Von räumlich kleineren Erhebungen abgesehen bestimmen drei solche diluviale Anschwellungen die Flächenprofilierung der Weichsel—San-Niederungslandschaft und ihre Kammerung, und zwar eine zwischen Dunajec und Wisłoka bei Tarnow, eine weitere zwischen Wisłoka und San nördlich Reichshof und eine dritte mit dem Tomaszower Rücken gleichgerichtet zwischen San und Lanew.

Östlich vom San weitet sich die triste Sanddünenregion flächenhaft; hier führen Naturkräfte und Mensch, Sandwüste und Ackerland und Wald geschlechterlangen Kampf um Bodengewinn und Lebensraum. Heute steht auf vielen Dünen der Kiefern- und Birkenwald, „kleine Seen blitzen aus den Mulden, erratische Blöcke ragen auf; hier gibt es wenig Menschen, kargliche Ackererde, aber walderhaltenden Großgrundbesitz“. Auf den alluvialen Bodenwellen siedelt allein die Föhre in Waldgemeinschaft. Breitet sich im westlichen Teil der Niederung auch wertvolles fruchtbareres Ackerland aus, so bedecken den Norden wenig ergiebige Sandflächen, die sowohl die altslawische Siedlung als auch die mittelalterliche deutsche Kolonisation umging und erst in der Neuzeit von größeren Gruppen josefinischer Siedler aufgesucht wurde. Auch nur am Rande gegen die löß- und lehmbedeckten fruchtbaren Vorhügel des Karpatenberglandes im Zuge der wichtigsten Fernverkehrsleitlinie lokalisierten sich bedeutendere Marktstädte (wie Tarnow, Debica, Reichshof, Jarosław). Das an sich sandige und lehmige Land besitzt dennoch feine, wenn auch bodenfremden Steine; die Vielfaltigkeit der aus dem finnländischen Norden verfrachteten, in den vormaligen Gletscherzugstraßen verstreuten Errata und Kapakivi (rote Granite, schwarze Diorite, dunkelgefleckte Sphenite, glänzende Quarzite usw.) spiegelt sich in der Buntheit des zur Straßenbeschotterung und -pflasterung verwendeten Steinmaterials wie in dem vielfarbigen, allerdings recht häufig mit Lehm verputzten Mosaik der Bausteine vieler Häuser eigenartig wider. Der landschaftliche Formenschatz der Dnjeſt-Niederung ist im Gegensatz kein glazialer mehr; sie wurde von den nordischen Gletschern nicht mehr erreicht und geformt.

Im äußersten Westen Galiziens stößt eine sudetische Scholle paläozoischer Gesteine, oberflächlich mit talzergliederten Jurakalktafeln bedeckt, als Kleinpolnisches Plateau bis an den Karpatenfuß vor. Ein dichter Mantel von Verwitterungsschutt, Gehängelehm oder Löß, teilweise bis zu 30 m mächtig, umkleidet die älteren Gesteine. Im Bereich des anstehenden Kalks zeigt sich die Formenwelt der bekannten Karstphänomene. Der Eindruck von dieser Landschaft ist durchaus mitteleuropäisch; durch polnische Hausendörfer mit Blockbau und Strohdach, mit neuzeitlichen, meist unschönen Stein- und Ziegelbauten bereits durchsetzt, mag dieser Eindruck bisweilen verwischt erscheinen und das Siedlungsbild aufs erste ungewohnt fremdartig wirken. Das Gesicht dieses Landes ist freundlich und heiter. Mildes Klima und meist fruchtbarer Boden sind die Vorbedingungen für das Gedeihen weiter Getreideskuren. Die meist sauberen und freundlichen Dörfer, in die zahlreichen Böschluchten oft malerisch eingeschmiegt, stehen in kräftigem Gegensatz zu denen anderer galizischer Landschaften.

Während das Kleinpolnische Plateau in Galizien keine rechte landschaftliche Selbständigkeit gewinnt, um so mehr, als sein Südrand vielfach in Teilschollen zerborsten ist, einzelne Bildungen von der Hauptmasse durch die Weichsel oder durch den Krzeczwicer Graben abgetrennt wurden, wird der gesamte ostgalizische Raum in breiter Erstreckung vom Westteil der Wolhynisch-Podolischen Tafel eingenommen. Ihr bestimmendes Relief in der Oberflächenbildung ist die angenäherte Waagerechte, ihr markantes Querprofil der Hohlformen das V bzw. modifiziert geeckte  seiner zerschluchteten, meist engen Flußkanions. Ungeförte oder kaum gestörte Lagerung der Schichten bedingten das Merkmal der Waagerechten; Landhebung und Erosion bei antezedenten Flußsystemen in vormaligen Tiefländern schufen jene intensive Zertalung mit den prächtigen irrenden Mäandern in ausgedäumten Talzügen, mit den Steilhängen im farbigen Gestein und malerischen Siedlungen in Flußwinkellagen, auf flachen Spornen der Gleithänge. „Die Schönheit dieser Landschaft und ihr Leben liegen in der Tiefe“ (Hafjinger). Die Einförmigkeit des flachgewellten Hochplateaus, einst eine Waldsteppe, heute bis auf geringe Laubholzbestände entwaldet, wird nur im Süden im Vorkommen von Gipsablagerungen durch Dolinen- und Trichterfelder unterbrochen. In der Breite von Brody (um 50° N.) fallen die versteppten Hochflächen als mächtige 300 m-Steilstufe plötzlich oder getrepppt gegen die Bug—Stry-Niederung ab; ein von Lemberg nach Nordwesten von dieser Steilstufe rechtwinklig absetzender spornartiger Vorsprung jener Plattenlandschaft, der fruchtbare Kostoſce, bildet eine markante Landschaftscheidung zwischen San- und Strybecken. Die landschaftlichen Gegensätze dieser Höhenstufen sind recht große: lößbedecktes

Ackerfeld, unbegrenztes Bauernland dehnt sich horizontweit auf der baumarmen Podolischen Platte, teils sandige, teils sumpfige Ebenen decken die kaum besiedelten Niederungen. Diese südlichste Bucht Wolhyniens ist „traurigstes Galizien“. Seine Sumpf- und Waldlandschaft wird gelegentlich unterbrochen von „Äckern, mageren Mähren auf der Weide, Mensch und Vieh nicht selten noch zusammenlebend im Einraum der Lehmhütten, schmutzigen Dorfstädten, denen altertümliche griechische Holzkirchen zur einzigen Zier gereichen“. Die Podolische Hochfläche ist im allgemeinen wasserlos. Die großen Hausendörfer bauen sich deshalb den Flußläufen entlang auf.

Auch das östlichste Galizien ist physiognomisch keineswegs einheitlich. Die namentlich im Süden stark lößüberwehte Pultfläche der Podolischen Platte, ein Stück der paläozoisch-kretazisch-jungtertiären russischen Schichttafel, neigt sich von den Karpatinischen Höhen allmählich von 400 auf 300 m und darunter gegen Süden zu einer 40 km breiten Tiefenzone, der zwischen Plateaulandschaft und Karpatischem Hügelland sich zwischenschaltenden ostgalizischen Grabensenke, die der obere Dnjeſtr vor seinem Einschnitten in das Tafelland bis Halicz benützt. — Pokutien — „Land im Winkel“. Wir sind im Gebiet der trockenen Schwarzerdeböden, wo kontinentale Winde Zugang haben und heißer Sonnenglaß über endlosen Mais- und Weizenflächen, durchsetzt von üppigen Erbsen- und Tabakfeldern, flimmert und Obst- und selbst Weinbau fördert. Ein besonderes physiognomisches Element im südlichen Randgebiet dieser großen Niederung des Dnjeſtr sind die zahlreichen mächtigen Schuttkegel, die von wildbachartigen Karpatenflüssen beim Austritt aus dem Bergland nach Einbuße ihrer Transportkraft aufgeschüttet und geformt wurden und werden. Flußverwilderung und Verlegung verändern beständig den hydrographischen Zustand dieser Schotterkegel; Sümpfe und Moore sind heimisch. — Gefördert durch den Paßverkehr über die Karpaten und später auch durch die Erschließung lohnender Erdölfelder (Drohobycz, Strij, Stanislaw, Kolomea) entstand in jener Übergangslandschaft zwischen Niederung und Bergland eine Verdichtung der Siedlungen und eine Wallung von Menschen, die sich jedoch nicht gern in den Talniederungen selbst niederließen, sondern als stark befestigte Markttorte mit Vorliebe die Schluchtübergänge am Rande zwischen fluvial zerschnittener Hochfläche und Wasserlauf aufsuchten, wie eine ganze Reihe von „Städten“ an Zbrucz, Sereth, Strypa, Lypa, Gnila und Plota. Sie haben meist ein Gesicht: „der polnische Herr sitzt im Kastell, herum schmutzige Juden und arme Ruthenen, polnische Kleinbürger, Synagogen und griechische Kirchturmzwiebeln“ (Banse-Haffinger).

Durch das niedrige Vorhügelland erfolgt der Anstieg ins eigentliche Karpatenbergland und -hochgebirge. Dort lagern miozäne, auch oligozäne Ton- und Mergelschichten; reiche Salzlager und Erdölhorizonte sind randlich eingebettet. Die Erdölvorkommen (und solche von Erdgas und Erdwachs) ordnen sich in einem fortlaufenden Streifen, beginnend südöstlich Krafau bei Limanowa ostwärts bis in die rumänischen Randgebiete der Butowina hinein. Die stein- und kalisalzfündige Zone ist hingegen in Mittelgalizien unterbrochen. Am Rande der Fluszone reihen sich die Bohrtürme als Wahrzeichen der galizischen Bergbau- und Industrielandschaft. Dieses vorkarpatische Bergland durchziehen ruhige, 300—600 m hohe Flächen als breite und lange Rücken mit fast unmerklich geneigten Rückenflächen, die sanft in die leicht geschwungenen Talgehänge übergehen. Mit den einförmigen Hochflächen wechseln seltener wellige Hügelpartien. Der ursprüngliche Waldbestand ist fast ausgerottet. Siedlungen und Straßen wählen die Rücken. Die weiten, zum Teil versumpften und zur Hochwasserzeit vermurten Talböden haben sich als siedlungsfeindlich erwiesen. Die zu dicht bevölkerte Landschaft reicher Ackerfluren mit malerischen Dörfern, mit sporadisch eingesprengten Waldparzellen, stillen Flußauen und strohgedeckten Holzbehauungen der Bauern atmet trotz gewisser Gleichförmigkeit kleinbäuerlichen Wohlstand, Zufriedenheit und behäbige Beschaulichkeit. Ihr Siedlungsbild wird westlich vom Dunajec durch zahlreiche altpolnische, östlich vom mittleren San durch altukrainische Hausendörfer bestimmt. In ihr liegt schließlich auch das Hauptverbreitungsgebiet der mittelalterlichen schlesischen Waldhufenkolonien; das deutsche Bauernkolonisationsgebiet der Neuzeit hingegen ist Pokutien.

Ziemlich unvermittelt erschließt sich weiter südwärts (auf 50 km Breite und 600 km Länge) zonal ein neuer Landschaftstypus, die Beskiden, die Welt der eigentlichen Gebirgskarpaten. Die Gebirgsregion, an der Galizien im allgemeinen nach Süden hin zur großen Wasserscheide des Hauptkammes Anteil hat, zerfällt unter Außerachtlassung der sehr discrepanten regionalen Einteilungen²⁾ in die 1) Westkarpaten (= Westbeskiden) (in der Erstreckung von den Betswaquellen bis zum Thliczer Sattel)

²⁾ Abweichend von der üblichen orographischen Scheidelinie zwischen West- und Ostkarpaten, der tiefen Einsattelung im stark entwaldeten Paßland von Duffla, vertritt vor allem Haffinger eine Grenzziehung zwischen den Talchlißen von Biala und Topla (Thliczer Sattel), da dort die ungarische Ebene am tiefsten in die plötzlich auftretende Verengung des Karpatenzuges vorstoße. Vgl. hierzu auch Graul: Zur Gliederung der Landschaft zwischen Weichsel- und Karpatenkamm. (Zu: „Die Burg“, S. 1, 1941, S. 67 ff.) Verfasser hat sich die Einteilungen von Janiczewski, Michael: Kieczna Mapa Polski, Warschau 1935, und Haffinger zu eigen gemacht.

und 2) Waldkarpaten (= Mittelkarpaten = Mittel- und Ostbeskiden) (in der Erstreckung vom Tylizer Sattel bis zum Grenzfluß Czereemoc). „Das platte Meer ist unruhig geworden und seine Wellen nehmen nach Süden an Höhe kontinuierlich zu.“ Das landschaftliche Antlitz der Bergwelt mit ihren von 600 m schnell auf 800–1500 m hinaufsteigenden Höhen erhält seine Sonderprägung durch das vereinzelt-insulare als auch gesellschaftlich-gehäufte Auftreten von Kalkklippen der unteren Kreide und des Jura, die die kretazisch-alttertiäre karpatische Sandsteinzone im unregelmäßigen Mosaik durchschwärmen. Auch schon vor dem Karpatenrand beherrschen diese Klippenhärtinge Becken- und Hügel-landschaften als weit sichtbare Landmarken. Das innere Hauptband streicht im großen Bogen über das Neutragebirge durch das Neumarcker Becken nach der Ostflawaki und Ungarn. Die jurassischen Kalle treten hierbei nicht in Gestalt von großen zusammenhängenden Schichtmassen auf, die über weite Strecken fortstreichen, sondern in Form zahlloser Kaltriffe von verschiedener Größe, von großen zu mehreren hundert m relativer Höhe aufragenden Bergen bis zur isolierten Felsnadel und kleineren und kleinsten verstreuten Obelisksen, Gefinsen und Blöcken. Als bald kopfige, bald scharfzackige, weiße oder rote, auch zuweilen burggefrönte Felsen drängen sich auf ungefähr 100 km bei einer durchschnittlichen Breite von höchstens 2 km über 2000 Klippen zwischen Neumarkt und Balocsa (Ostflawaki) zusammen, und „die gedoppelten oder sogar verdreifachten Zahnreihen zerreißen mit ihrer nackten Wildheit die milde ausgeglichene Rundung der grünen Umgebung“. Die mächtigste Klippe bilden die 982 m hohen Pieninen am Durchbruch des Dunajec. Erosion und Verwitterung haben diese harten allochtonen Meeresklippen aus ihrem Sedimentmantel wieder herauspräpariert, nachdem ihre nordwärtige Verfrachtung als Schubdecken härterer Kalle über weichere Felsche im Zuge alttertiärer Drogenese bewirkt worden war. Landschaftsphysiognomisch ist der eigentümliche Wechsel dieser vereinzelt oder kettenmäßig aufgereihten, mit Tiefenfurchen umgebenen Inselberge („Inselbeskiden“) mit langen, meist parallelen, selten von steilschluchtigen Quertälern unterbrochenen Landschwellen und domartig aufgewölbten Bergmassen besonders wirkungsvoll. Trotz einer Reihe landschaftlicher Eigenheiten zeigt das Relief immerhin ziemliche Einheitlichkeit: die Gehänge sind abschüssig und steil, die Rückenflächen durchwegs stark eingeschrumpft. Steilheit und Höhe sind dem Ackerbau dabei abträglich; dunkle schwere Waldungen beherrschen das Vegetationskleid der Karpatenrücken (unterhalb der Baumgrenze); auf schmaler Ernährungsabasis, im ungastlichen Waldband ist keine Siedlungs- und Bevölkerungshäufung zu erwarten. Die dem Landschaftsbild des vorkarpatischen Hügellandes eigene Gleichförmigkeit, Helle und Lieblichkeit sind aus dem karpatischen Mittelgebirge der Herbe, Gedämpftheit und Stille schon mehr und mehr geschwunden. Erst über 1500 m finden wir lichte besonnte Rückenflächen und bunte Almen. Ich denke an Gzornahora (2050 m) und Gorganyh inmitten des ostgalizischen Waldmeeres und an die Hochalmen auf dem Pilsko- und Babiagorastof (1725 m) im Südwestgebiet der Westbeskiden.

Abgesehen von einer sommerperiodischen Ansiedlung von Hirten und Holzfällern polnischer Goralen, ruthenischer Suzulen oder Rumänen in jenen Hochlagen ist die menschliche Wohnfläche in der Beskidenlandschaft gleichsam eingeschrumpft und auf die Talböden beschränkt. Auch hier sind der Entfaltung des Lebens Grenzen gesetzt: die geeigneten Böden sind schmal und gewunden und neigen ob ihrer geringen Wasserdurchlässigkeit im Karpatensandstein zu Vermurungen; Überschwemmungen mit Verwüstungen nach heftigen Gewitterregen und plötzlicher Schneeschmelze sind häufig. Auf Terrassenleisten drängen sich Dörfer und Städtchen zusammen; „mühsam klimmen an den steilen Hängen ärmliche Acker empor, bis ihnen die Rauheit des Klimas, die Ungunst des Terrains und die Dürftigkeit der Bodentrume ein gebieterisches Halt zurufen“. Die bäuerliche Existenzgrundlage schwindet; Hausgewerbe und Handwerk treten zwangsläufig an ihre Stelle, sofern nicht eine Abwanderung in Industriegegenden oder ins Ausland erfolgt ist. Mehr noch als die Siedlungen sind die Verkehrsadern zur Anpassung an die geeigneten Tiefenlinien, deren Kreuzungen und fächerförmige Vereinigungen das Entstehen von Lebens- und Verkehrszentren begünstigte, gezwungen. Die nicht häufigen Beckenlandschaften werden hierbei wichtig (Becken von Sanok, Jaslo-Krosno, Neu-Sandez).

Karpatische Becken — umrahmende Gebirgswelt, der naturphysiognomische Gegensatz allenthalben! „Breite sanfte Flächen oder Hügelländer, träge, offene Flußtäler, alles von einer ununterbrochenen Ackerfläche eingenommen und allzu dicht besiedelt“ hier, „steile, von zahlreichen, aber schmalen Schluchten zertalte Gehänge, von schwerem Walde bedeckt, fast vollständig unbewohnt“ dort. In den höchsten, im allgemeinen über 1800 m emporstrebenden Karpatenzügen bestimmter Gegenden gesellen sich zum bisherigen Formenschatz ganz neue Landschaftsbilder. Dort steile Wildbachtrichter, hier die in die Flanken des Gebirges lehnsesselförmig eingefressenen, ausgeweiteten steilwandigen Kare, die Seewannen stauen und „Meeraugen“ betten, die ihre Wasser über Gesteinsriegel in Treppen und Fällen entsenden und ungleichförmig in die Haupttäler einmünden. Glaziale Züge wieder im Antlitz

der höchsten Karpaten, der Hohen Tatra, als Restformen einer diluvialen örtlichen Vergletscherung kleinräumigerer Ausdehnung. Westliche Hochkarpaten, Hohe Tatra. Eine ihrer ersten Grundeigenschaften ist ihre Isolierung. Von allen Seiten herrscht der Eindruck des Alpinen, ob von einer Annäherung vom Neumarkter Becken im Norden her, ob aus der Ebene der Liptau im Süden, ob aus der Zips heraus. Aus einem Kranz von Becken- und Kessellandschaften (Podhale, Drawa, Liptau, Zips) strebt sie als mächtige, domförmig steil aufgewölbte Masse empor. Hebung in der Vertikalen, Schub in der Horizontalen von Süden nach Norden präparierten und hoben das Kerngebirge bis zu 2000 m aus seinem Umlande heraus. Die Gegenfälligkeit und engräumige Verknüpfung: hier wilde schroffe Hochgebirge, daneben liebliche wellige Landschaft der subtatrensischen Becken, sind ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal von unserer Alpenwelt. Eine weitere Gegenfälligkeit: die doppelte physiognomisch-petrographische Typenbildung. Kalklandschaft als säumendes Gebirgsland der Hochkarpaten, Granitlandschaft in den zentralen Kernteilen. Steile, durch Runsen zerschnittene und kompliziert zerklüftete Kalkwände, wild zerfressene Gipfelsformen, die Formenserie der Karstererscheinungen; andererseits, in der glazialen Granitlandschaft mit den höchsten Erhebungen (Gerlsdorfer Spitze 2663 m), glatte, übersteilte, bis 1000 m hohe Wände, schmale, tief geschartete gefräste Gratpyramiden, als Folge intensiver Auswitterung der Granitpakete zahllose gewaltige Schuttkegel bergfußsäumend, ebenso zahlreiche „Stawy“ aller Größen, Seen, Teiche, Lämpel (in der Tatra zwischen 1400 und 2000 m allein 920), oft hinter Stirnmoränen, die wie natürliche Dämme die Täler abriegeln und verqueren. Alle glazialen und aglazialen Klein- und Großformen, teils in ursprünglicher Ausbildung vorhanden, teils in sekundärer Fortentwicklung begriffen, drängen sich in den selbständigen ellipsoidischen Massiven der granitisch-kristallinen Urgebirgskerne der Hochkarpaten im selten abwechslungsreichen Landschaftsbild zusammen.

Hat Galizien nur in der Hohen Tatra Raumanteil an der Gebirgsinnenzone der Westkarpaten — die eigentliche zentrale Innenzone liegt ganz vorwiegend auf slowakischem Staatsgebiet —, so scheidet die kammläufige galizisch-ungarische Grenze auf den Waldkarpaten im Bogen Tylizer Sattel—Stiopaß (bzw. Dukla—Czeremocz) zwei ziemlich gleichgroße Gebirgsräume. Im Gegensatz zu den (mährisch-slowatisch-polnischen) Westkarpaten ist der Hauptan der Waldkarpaten höchst einfach. Den galizischen Raumanteil bestimmen geologisch und physiognomisch allein die Waldbrücken der Sandsteinzone. „Nichts Persönliches haftet diesen flachen Höhenscheiteln an. Es ist ein endloses Auf- und Abwogen der Bergkulissen mit steilen Waldhängen. Über 1500 m lichtet sich der Fichtenforst, der abwärts der Buche weicht, und die steppenhaften, von Schafen bevölkerten Alpweiden (Poloninen) überziehen die Hauptwasserscheide zwischen dem Theißbecken und den Dniestr- und Pruthzuströmen“. Alpine Eindrücke und Formen (Blockgipfel, Karansäze) vermittelt nur der südöstliche Bereich des Gebirges, die Czernahora (2058 m). Die vorwiegende Rückenform der Kammzonen verleiht den Waldkarpaten auch die häufigere und günstigere Durchgängigkeit im Gegensatz zu den westmachbarlichen hohen Bescheiden, die in der Tatra nicht in Paßstraßen überschritten werden können; die tieferen Einfallungen im stark entwaldeten, wegsameren Westteil der Waldkarpaten zwischen dem Becken von Jaslo im Norden und der Topleaniederung im Süden begünstigen die lineare Paßhäufigkeit außerordentlich.

Seinen physisogeographischen und geschichtlichen Vorbedingungen entsprechend ist Galizien vor allem ein zu dicht bevölkertes Land des Ackerbaues und der Viehzucht (zu 70 vH) mit kaum noch tragbarem, unverantwortlich parzelliertem Kleinbesitz, wenn auch der gewerbliche Fortschritt und — von den Erdölrevieren abgesehen — die vorwiegend städtische Industrialisierung eine langsame, aber beständige relative Abnahme der Ackerbaubevölkerung allmählich zu bewerkstelligen scheint. In Hochplateaus und Hügelländern herrscht unumschränkt der Ackerboden, in den Gebirgslandschaften und großen feuchten Niederungen Wiese und Weide. Das äußere Antlitz der galizischen „Naturlandschaft“ wird mithin weitgehend geprägt durch ein nicht allzu vielfältiges, im Jahreszeitwechsel variierendes Farbensmosaik seiner agronomischen Pflanzen und Flächen. Landschaftsphysiognomisch beherrschend ist das zonenweise abgestufte Grün seiner ausgedehnten reichen Waldungen; Niederungen und Hochgebirge tragen Nadelwälder (= 50 vH der gesamten Waldfläche, von 7,8 Mill. ha), die Hügelländer und Podolien Laubwälder (= 25 vH). Karpatische Baumarten (Buche, Fichte, Tanne; im Gebirge), sarmatische (Kiefer; in der Ebene) und pontische Arten (Eiche; in Podolien) bestimmen regional das Landschaftsbild.

Unsere Betrachtung hat im besonderen die physiognomischen Charakterzüge der natürlichen Landschaft und ihre Grundlagen herausstellen wollen, ihre Ursachen und Wirkungen auf die Landschaftsgestaltung unter Beziehung auch anthropogeographisch-kultureller Einflußfaktoren und Merkmale edoch nur streifen oder andeuten können. Es ist klar, daß die stärkere Berücksichtigung kulturgeographischer Wesenszüge (Wirtschaft, Siedlung, Verkehr, Bevölkerung usw.) das Erscheinungsbild der durch

den Menschen schon stark veränderten „Naturlandschaft“ Galizien viel verwickelter und vielgestaltiger wiedergeben würde. In dem Wissen, daß raumeigentümliche, ganz bestimmte Wirtschaftsmomente und Kulturkräfte die galizische Landschaft in Jahrhunderten zu ihrem heutigen vielnervigigen Raumorganismus umgestalteten und formten und im Wandlungsprozeß zur Kulturlandschaft das dynamischere Gestaltungselement ausmachen, sollte in unserer Darstellung die eingangs vorgefaßte Aufgabenstellung allein die sein, das mehr statische Ordnungselement jeder Landschaft, die natürliche Erscheinungswelt (mit gelegentlichen Hinweisen auf den menschlichen Eingriff in sie) in das Blickfeld zu rücken, das naturhafte Gefüge „ganzheitlich“ (mit seinen wichtigsten gestaltenden und ordnenden anthropogenen Faktoren) in seinen Grundzügen zu erfassen. Mit den Augen des Geographen gesehen und mit seiner Terminologie geschildert werden sollte — ohne Anspruch auf Vollständigkeit — das aus einer Überschau erworbene Bild der Landschaft, die auf Kreuzundquersfahrt beobachtete äußere Physiognomie der galizischen Lande.

Aus der Anschauung und ersten erworbenen Erkenntnissen heraus wird die landeskundliche Forschung thematisch ihre spezielleren, für die Jetztzeit vordringlichsten Untersuchungen, auf dem kulturgeographischen Sektor im besonderen, auch für Galizien zu bestimmen haben!

LITERATURHINWEISE

Bujak, Fr.: Galicja. Lemberg u. Warschau 1910.
 Lenczewicz, St.: Polska. (Wielka Geografia Powszechna.) Warschau 1937.
 Martonne, E. de: La Pologne. (In: Géographie Universelle, Europe Centrale, IV, Paris 1931.)
 Friedrichsen, Mag.: Polen. (In: Handb. d. Geogr. Wissenschaft, Bd. Mittel- u. Osteuropa, Potsdam 1935.)
 Haffinger, H.: Karpaten, Galizien. (In: Banjes Lexikon d. Geogr., Bd. I, Braunschweig 1923.)
 Galizien. (In: Die österreich-ungarische Monarchie in Wort u. Bild, Wien 1898.)
 Sawicki: Beiträge zur galizischen Landeskunde. (In: Mein Österreich, mein Heimatland, Bd. II, Wien 1914.)

Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschums. Beitrag Galizien. 3. Bd. S. 1 ff. Breslau 1938.
 Wunderlich, C.: Das moderne Polen. I. Stuttgart 1933.
 Fugmann-Rosytko: Bergbau- und Großgewerbelokalisation im Generalgouvernement. Industriekarte 1:600000. (Nur für den Dienstgebrauch.) Krakau 1941.
 Kuzniar, C.: Polska. Mapa geologiczna. 1:1 Mill. Lemberg 1938, und Jan, Nowak: Mapa geologiczna Polski (Carte géologique de Pologne [sans quaternaire]), 1:3 Mill. Warschau 1927. = Quelle der beigegebenen „Geologischen Übersicht Galiziens“ (vereinfacht, generalisiert, berichtigt).

RAGNIT AN DER MEMEL

von HERBERT KIRRINNIS

Für den Norden der Provinz Ostpreußen ist eine auffällige, historisch bedingte Städtearmut bezeichnend. Wenn man von Königsberg auf schnellstem Wege zur ostpreußischen Grenze fährt, berührt man längs der Ostbahn nacheinander die Städte Tapiau und Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Ebenrode und Gydtkau. Nördlich dieser Linie, ungefähr im Abstand von rd. 25 km, liegen Labiau, Schloßberg und Schirwindt ebenso fast auf einer Geraden, ohne daß die erstgenannte Stadt zu den beiden anderen in engerer Beziehung steht. Es folgen im äußersten Norden der Provinz nur noch Memel und Tilsit, zwei ansehnliche bedeutende Mittelstädte, und dazu — Ragnit an der Memel, das erst vor kurzer Zeit aus der Vielzahl der ostpreußischen Kleinstädte ausgebrochen ist.

Das Ragniter Landschaftsbild. Ragnit ist über 100 km von Memel, aber nur 12 km von Tilsit entfernt. Es lohnt, dem eigenartigen Werdegang dieser ostpreußischen Stadt nachzugehen, das heutige Erscheinungsbild zu skizzieren und damit zu weiteren Vergleichen mit anderen Städten im nordöstlichen Ostpreußen anzuregen. Für die anmutige Lage der Stadt sind zwei Landschaftselemente ausschlaggebend: 1. Der Memelstrom mit der in unmittelbarer Umgebung von Ragnit beginnenden Memelniederung und 2. der Obereißler-Willkischer Höhenzug, der östlich der Stadt in Nord-Süd-Richtung verläuft. Die Memel zieht in einer Breite von rd. 250 m an der auf dem ausgeprägten südlichen Steilufer von 40 m Höhe liegenden Stadt vorbei. Nach Osten treten die Hänge des Obereißler-Willkischer Höhenzuges so eng zusammen, daß der Eindruck eines Durchbruchtales entsteht. Die fetten Memelwiesen erreichen hier nur eine Breite von rd. einem Kilometer. Man kann also von Ragnit aus das Jura Becken mit den bis nach Rußland sich hineinziehenden großen Forsten nicht sehen. Dieser Höhenzug, der einen Teil der Samländischen Endmoräne, einer jüngeren ostpreußischen Eisstrandstillstandslage darstellt, erreicht mit dem in der Schreitlaufer Forst gelegenen Kapellenberg (73 m) und südlich des Stromes mit dem Signalberg bei Obereißeln (68 m) seine größte Erhebung. Von dem dortigen Bismarckturm hat man in westlicher Richtung den schönsten Blick auf das sich ständig verbreiternde

Memeltal. Im Vordergrund liegt Ragnit, und in weiterer Entfernung kann man die Türme von Tilsit erkennen. Ragnit liegt also im äußersten Winkel, an der Wurzel der Memelniederung.

Hier zeigen sich schon die den Unterlauf des Stromes begleitenden langen schmalen Altwässer. Auf der gegenüberliegenden Seite der Stadt blinkt in den weiten, saftig-grünen Memelwiesen der 3 km lange Margensee auf, fast einen zweiten Strom darstellend; er füllt unmittelbar vor der Schreitläufer Forst ein ehemaliges, vor der Regulierung der Memel benutztes Bett aus. Die Niederungslandschaft des Stromes verbreitert sich nach Westen ständig und erreicht an der Mündung der Memelarme in das Kurische Haff eine Breite von etwa 80 km. Von Ragnit aus sieht man aber nur den gewaltigen, nach Süden offenen Memelbogen, der die Laukaswiesen umschließt. Der Strom hat hier nicht den geraden Weg nach Tilsit genommen, wenn er auch durch den breiten Dobenteich, der zur Ordenszeit vielleicht von Bedeutung gewesen ist, und den langgestreckten Ilgeszerteich angedeutet sein mag. Er folgt dem Südweststrand des Willkißcher Höhenzuges, verläßt diesen erst an dem sagenumwobenen Kombinus, um dann in das bei Tilsit bereits rd. 5 km breite Tal einzutreten.

Der Strom, die Wiesen, die bewaldeten Höhen und im Süden die für die nordostpreußische Kulturlandschaft bezeichnenden weiten Felder bilden also den Rahmen für die Stadt Ragnit. Ihr Wahrzeichen aber grüßt jeden Besucher schon von weitem. Es ist ein mächtiger quadratischer, leuchtend-roter Backsteinbau — das Ordensschloß. In den gleichen Farben rahmen Wasserturm und Kirchturm das Bauwerk ein.

Die Ragniter Landschaft als strategischer Mittelpunkt zur Ordenszeit. Man erkennt unschwer, daß der Mensch hier schon für ostpreußische Verhältnisse recht früh in das vielgestaltige Landschaftsbild eingegriffen hat. In der Tat lassen die Ergebnisse vorgeschichtlicher Forschung, die Ordenschroniken u. a. erkennen, daß es sich an dieser Stelle um einen wichtigen Punkt im nordostpreußischen Raum gehandelt hat. Als der Ritterorden in das Land kam, saß zu beiden Seiten der unteren Memel der altpreußische Stamm der Schalauer. Es ist bekannt, daß die Preußen ein wehrhaftes Volk waren. Eine Karte der vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen im nördlichen Ostpreußen zeigt nun ein interessantes Bild. Sie erfahren gerade auf dem Willkißcher Höhenzug eine auffällige Häufung. Auf der Südseite des Memelstromes liegt unmittelbar auf heutigem Ragniter Stadtgebiet der „Schloßberg“. Andere Erhebungen gleichen oder ähnlichen Namens sind nur wenige Minuten entfernt, z. B. der Pasfallwus (Guise) oder der „Schuppinner Schloßberg“. Es handelt sich bei all diesen Schloßbergen (oder „Schwedenschanzen“) meist um sog. Zungenburgen, die zum Strom oder zum Memeltal einen außerordentlichen Steilhang aufweisen. Von den eigentlichen Befestigungsanlagen, z. B. den Holzerdemauern usw., ist nichts erhalten. Nur die Spatenwissenschaft kann dort lesen. Aus den Chroniken aber wissen wir von dem Kampf des Ordens gegen die Schalauer: Die Preußenburg Raganita, ebenso die auf dem Kapellenberg gelegene Burg Ramige, wurden im Jahre 1278 von Theodorich, dem Vogt von Samland, zerstört. Der Schalauer-Krieg endete 1279. Nehn Jahre danach baute der Landmeister Meinhardt v. Querfurt zur Befestigung der Ordensherrschaft an der Stelle der alten Schalauerfeste die Burg Landeshut (castrum Landeshute, quod sonat in Latino custodia terre, sed nunc — 1326 dicitur communiter Raganita a flavio vicino), die aber bald den von einem Flüsschen überlieferten Namen Raganita annahm. Zum Schutze der zum Christentum übergetretenen Schalauer, die häufig Kämpfe mit den Litauern zu bestehen hatten, ließ Meinhardt 1293 eine hölzerne Befestigung, eine Fliehburg für die unterworfenen und bekehrten Schalauer anlegen. Auf Grund mancher Funde glaubt man, zwischen Fähr- und Hafen den Platz dieses „Hafelwerkes“, das früher dazu wahrscheinlich auf einer Insel lag, annehmen zu können. Hier wohnten also die dem Orden Dienste leistenden Schalauer. Das Hafelwerk war mit einem Erdwall, Graben und einem Palisadenzaun umgeben. Die Lokalisierung der Schalauerfiedlung „in descensu Memele“ wird durch Nikolaus v. Jeroschin gestützt, der diesen Ort „di Memilniederwart“ erwähnt, während dagegen Wigand v. Marburg u. a. den Schloßberg bei Schalwen für diese Siedlung in Anspruch nimmt; diese Lesart könnte durch den Ortsnamen gestützt werden.

Die Ordensburg ist von den Litauern mehrfach belagert worden, brannte 1355 herunter und ist in den darauffolgenden Jahren von Winrich v. Aniprode wieder aufgebaut worden. Man kann die Bedeutung Ragnits im 14. Jahrhundert nicht unterschätzen. In dem von Livland aus gegründeten Memel hielt der Schwertbrüderorden Wacht, in Ragnit der Deutsche Ritterorden. Er hat bei der Besitznahme des Preußenlandes in überlegtem Vorgehen längs der Wasserläufe den größten Teil planmäßig in Besitz und Kultur genommen. Im Nordosten erreichte er in Insterburg und in Ragnit seine vorgeschobenen, an die „Wildnis“ grenzenden Posten. Es kann kein Zweifel sein, daß Ragnit vor allen anderen am Rande der Wildnis gelegenen Befestigungen eine besondere Bedeutung zufam. Nur von diesem Ort aus war ein leichteres Vordringen in die Wildnis bis in das litauische Gebiet möglich. Der Memelstrom war hier die in das Innere führende Leitlinie. Der Wasserweg war leichter zurückzulegen als die wenigen Wildniswege, die noch häufig geräumt werden mußten. So war Ragnit

im 14. Jahrhundert der natürliche Ausgangspunkt für die „Litauerreisen“ des Ordens, die als ritterlicher Sport galten und, als Kreuzzüge gewertet, das Seelenheil garantierten. Darüber hinaus lag die Ordensburg Raganita an einer Stelle, wo das sumpfige Wiesengelände die geringste Breite aufwies. Bei einem Übergang über den Strom haben die Steilhänge an der Südseite und im Willkischer Höhenzug an der Nordseite sicher unangenehme Hindernisse dargestellt. Die geringe Breite der dort beginnenden Memelniederung, die mit ihren häufig Lageänderungen unterworfenen Altflüssen ohne Zweifel ständig versumpft gewesen ist, war sicher ein wichtiges Moment, gerade an dieser Stelle Übergänge über den Strom durchzuführen. Nur hier konnte ein brauchbares Sprungbrett auch nach dem litauischen Samaiten entstehen. Dieser samogitische Keil, der sich als eine Hochfläche mit einem bezeichnenden Festungscharakter zwischen das Ordensland und den Schwertbrüderorden im Baltikum schob, mußte beseitigt werden, um den Strom deutscher Bauern nach Norden zu lenken und eine einheitliche Front deutschen Siedlungsgebietes bis Narwa bilden zu können. Die Kraft des Ordens reichte besonders nach der Tannenberger Schlacht 1410 nicht mehr aus, diesen großen Plan zu vollenden. Es blieb bei den Anfängen, bei den Litauerreisen, denen keine grundlegende Bedeutung zukam. Gewiß, es gelang bei dem weiteren Vordringen nach Osten im Jahre 1307, eine Bayernburg zu bauen. Es reichte aber nicht mehr, das geplante Bistum Bayern hier im Nordosten zu gründen, das diesen Namen zum Andenken an Kaiser Ludwig den Bayern, der den Orden tatkräftig unterstützt hatte, führen sollte. Mynstut zerstörte die Bayernburg, und ebenso mußte 1328 die im Jahre 1313 erbaute Burg Christmemel (vielleicht Kowno) am Nordufer des Memelstroms aufgegeben werden.

Der Burg Ragnit kam also als Vorposten des Ordens im nördlichen Preußen eine außerordentliche Bedeutung zu. Die an dieser Stelle senkrecht sich kreuzenden strategischen Leitlinien — Strom und Endmoränenzug —, letzterer eingefaßt von der westlich sich ausbreitenden Memelniederung, von dem östlich sich hinziehenden Sandrgebiet und der sich weit nach Norden, Süden und Osten erstreckenden Wildnis, waren die geographischen Vorbedingungen für die Anlage von gleichsam natürlichen Befestigungswerken für die altpreußischen Schalauer und die deutschen Ordensritter.

Es ist schade, daß wir noch keine zusammenfassende Geschichte der Ragniter Komturei besitzen. Die Stellung eines Komturs entspricht der eines Regierungspräsidenten, und so haben in Ragnit einst bedeutende Männer des Ordens diesen wichtigen Platz eingenommen. Es seien genannt: Werner v. Orseln, der später ermordete Hochmeister, ferner Dietrich v. Altenburg, der Ordensmarschall Hemming Schindkopf, welcher die Litauer bei Rudau schlug, Friedrich v. Zollern u. a.; oft hielten Hochmeister und Ordensmarschall sich in Ragnit auf. So ergab es sich von selbst, an einen Neubau der Burg zu gehen, der zu Beginn des 15. Jahrhunderts zugleich eine Festung gegen den drohenden polnisch-litauischen Angriff sein sollte. Man wußte ja nicht, ob der Feind von Süd oder Ost zu erwarten ist. Der Krieg führte die Polen und Litauer über Tannenberg zur Marienburg; so blieb Ragnit im wesentlichen verschont.

Das heute noch Stadt, Strom und die umgebende Wiesenlandschaft beherrschende Schloß wurde im Jahre 1397 begonnen (Johann v. Posilge), wobei die Materialbeschaffung in dem an Steinen armen Niederungsgebiet Schwierigkeiten mit sich brachte. Urbauer war der 1350 in Koblenz geborene Claus Fellenstein, der auch die Häuser in Tilsit (1408), Gräbin und Bütow erbaut hatte. Die Litauer erkannten die Bedeutung dieses immer mehr verstärkten Platzes durchaus und versuchten, durch Überfälle den Bau zu verhindern. Im Jahre 1402 gelang es ihnen, die 1399 errichtete Ziegelei, also die zur Burg gehörende Ziegelei, das Hafelwerk und einige andere Ansiedlungen in der Umgebung der Burg niederzubrennen. Der im folgenden Jahre geplante Angriff Witows wurde durch eine stärkere Besatzung vereitelt.

Für die Anlage der Burg war ein überaus günstiger Platz ausgewählt worden. Man benutzte drei durch tiefeinschneidende Bäche aus dem Steilhang herausmodellerte Zungen. Auf der östlichen Kuppe steht heute noch der genannte Neubau; die nächste, westlichere nahm die Vorburg ein, und auf der recht geräumigen dritten befanden sich die Wirtschaftsgebäude, an die heute noch die „Schloßmühle“ erinnert. Nach der Memel bot also der eigentliche Steilhang Schutz und nach den Seiten die genannten Schluchten; nach Süden aber waren recht umfangreiche Wehranlagen erforderlich, da in dieser Richtung sich eine weite Ebene ausbreitete. Die unter dem Deichgrafen Vollbrecht in den Jahren 1402/03 durchgeführten Erdarbeiten dienten dabei einem doppelten Zweck. Im Zuge des heutigen Marktes und der Tilsiter Straße wurde ein beträchtlicher Damm mit einem davorliegenden, rd. 4 m tiefen und 7—12 m breiten Graben aufgeführt und die gesamte Anlage durch eine Palisadenschutzwehr verstärkt. Gleichzeitig staute der Damm ein Fließ auf und ließ so den Mühlenteich als heute noch ausnutzbare Kraftquelle für die Schloßmühle entstehen. In der Nachbarstadt Tilsit ist die durch den Amtshauptmann Kaspar v. Mostiz zum Schloßmühlenteich aufgestaute Tilsche die entsprechende Parallele.

Die in der Umgebung des Ragniter Schlosses vorgenommene Umgestaltung der lokalen topographischen Verhältnisse ist nun für die gesamte Stadtanlage, besonders für die spätere Grundrißgestaltung von grundlegender Bedeutung. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, daß durch den Mühlenteich eine geschlossene Stadtanlage, wie man sie sonst im nordöstlichen Ostpreußen findet, unmöglich gemacht wurde. Die weitläufige und weitverzweigte, zwischen Wasser und Gärten durchgeführte, recht unregelmäßige Bebauung, dazu einige moderne Impulse (Zellstoff-Fabrik), haben ein heute nicht überall gefälliges, aber sicher abwechslungsreiches Stadtbild geschaffen.

Die Veränderung der Lageenergien zwischen Ragnit und Tilsit. Aus der Betrachtung des Landschaftsbildes und der gleichzeitigen Berücksichtigung menschlicher Gestaltungskraft zur Zeit der alten Preußen und des Ordens, die noch heute die Kulturlandschaft mitbestimmen, erhellt die Bedeutung dieses Ortes in früherer Zeit. Zu dieser großen Vergangenheit will nun die weitere Entwicklung und das jetzige Bild der Stadt nicht passen. Sie ist nicht mehr Vorposten des Deutschtums in früherem Sinne, birgt in seinen Mauern nicht mehr eine der früheren Zeit gleichwertige Kraft. Ragnits große Zeit ist dahin. Das kommt nicht nur in der geringen Einwohnerzahl zum Ausdruck, in der Tatsache, daß diese Stadt nun gerade in die Reihe der ostpreußischen Mittelstädte getreten ist. Ihr heutiges Gesamterscheinungsbild erscheint uns trotz neuerer und beachtenswerter Entwicklungstendenzen eng, und man wird auch keine Anzeichen finden, daß jene große Zeit wiederkehrt.

Die Erklärung finden wir letzten Endes in der Veränderung des Lagewertes, die in der Nachordenszeit mit der gleichen Schnelligkeit sich zum Nachteil für Ragnit auswirkt, wie das nahe Tilsit gewinnt. Bei der Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung, in der in Zeiten der Ruhe die wirtschaftlichen Kräfte sich stärker auswirken, spielen hier nun zu Anfang die topographischen Grundlagen bei beiden Städten die Hauptrolle. Im Hinblick auf Ragnit kann man folgendes sagen: was früher gerade die Stärke dieses Ortes ausmachte, wirkt sich in gleichem Maße entscheidend zu seinem Nachteil aus.

Vor der Stadtverdung Tilsits (1552) war Ragnit der Mittel- und Ausgangspunkt der nach dem Norden oder nach dem Osten führenden Straßen. Die Kämpfe gegen die Litauer traten in der Zeit des herzoglichen Preußen zurück. Durch die Halbierung der Wildnis war im Frieden am Melnosee 1422 die Grenze im nördlichen Ostpreußen (als Spiegelbild der östlichen Wildnisgrenze) festgelegt worden, und Handel und Wandel begannen sich zu regen. Im Jahre 1552 gab Herzog Albrecht dem Marktflecken Tilsit Stadtrecht. Warum nutzte Ragnit mit seinem stolzen Ordenshaus beiseitestehen, zumal in der Ordenszeit Tilsit eine untergeordnete Rolle gespielt hatte? Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts saß im Tilsiter Haus nur ein Pfleger, in Ragnit aber ein Komtur, dem das nordöstliche Preußen weit südlich der Memel und nach Westen bis Labiau unterstand. In der herzoglichen Zeit (1525) wurde daraus das Hauptamt Ragnit, das nur ein Drittel und dazu den östlichsten Teil der ehemaligen Komturei umfaßte. Aus dem Rest wurden die Hauptämter Tilsit und Labiau geschaffen. Die Natur, die der Landschaft inwohnende Kraft erweist sich als stärker. Eine Betrachtung der Oberflächenformen gibt hier die Erklärung.

Die geringe Breite des Memeltals, das dichte Herantreten der Steilhänge an den Strom machten für das ordenszeitliche Ragnit seine Bedeutung aus. Die Möglichkeit günstiger Baupläze für die Burganlage selbst kam hinzu. In westlicher Richtung, d. h. nach Tilsit zu nehmen besonders vom Tilsiter Schloßberg und vom Engelsberg die südlichen Randhöhen ständig ab, und an der Stelle, wo sich die Tilsiter Luifenbrücke in einer Länge von 416 m über den Memelstrom spannt, sind die genannten Höhen ausgeklungen. Dagegen hat sich aber die Memelniederung ständig verbreitert und mißt an der Stelle, wo das ältere Tilsit liegt, eine Breite von rd. 5 km. Der gegenüberliegende Baubeler Höhenzug steigt vom Tal auch nur allmählich an. Nachdem man gelernt hatte, dem ständigen Hochwasser zu begegnen und die Memel in späterer Zeit auch reguliert worden war, als es also möglich war, die Memelwiesen ohne größere Schwierigkeiten zu überqueren, als man gegen Feindeinsälle nicht mehr besondere Schutzmaßnahmen ergreifen mußte und als der Handel und das Wirtschaftsleben überhaupt ruhigere Formen angenommen hatten, da suchte der Verkehr sich natürlich auch die besseren Wege. Man mied die Ragniter Steilhänge, ebenso den unbequemen Aufstieg zum Willkischer Höhenrücken und bevorzugte den bequemeren Übergang über den Memelstrom bei Tilsit. Da im unteren Mündungsgebiet der Memel die Schwierigkeiten des Übergangs noch größer wurden, entwickelte sich das ältere Tilsit durch seine Brückenlage zum ersten Handelsplatz an der Memel. Ragnit blieb zurück und mußte trotz seiner Tradition beiseitestehen.

Allgemeiner Niedergang und Schicksalsschläge. Während Tilsit sich zwischen der Königsberg-Danziger und Kowno-Wilnaer Konkurrenz emporarbeitete, verläuft die Zeit in Ragnit bis zu den großen Preußenkönigen zuerst einmal in klembürgerlichem Stil. Es fehlen die Grundlagen, die großen Gesichtspunkte und Kräfte, die eine Stadt zur Blüte bringen. Wenn in einer Beschreibung vom Jahre

1624 das Haus Ragnit noch eines der besten Schlösser im Herzogtum Preußen genannt wird, so kennzeichnen die weiteren Bemerkungen die Unbrauchbarkeit der Gemächer, die mit ihrem Wappenschmuck, von Künstlerhand ausgeführt, noch die Bewunderung des in der Tannenberg-Schlacht gefallenen Hochmeisters Ulrich v. Jungingen bei den Einweihungsfeierlichkeiten 1409 hervorriefen. Ragnit selbst wird noch „ein großer volkreicher Flecken“ genannt. Die natürlichen Gegebenheiten aber verurteilen Ragnit nun zur Rolle des Aschenputtel. Es fehlen die Antriebe für eine bedeutende Entwicklung, und äußere Erscheinungen: Feuer, Krieg und Seuchen beschleunigen den Niedergang. Häufig fallen Häuser oder Straßenzüge den Flammen zum Opfer, daß das Gesicht des Ortes durch spätere Neubauten andere Züge erhält. So wurde Ragnit z. B. im Jahre 1656, als der Große Kurfürst noch gegen die Polen kochte, verbrannt. Schwedisches Kriegsvolk verschonte 1678 ebenfalls nicht den Ort und räumte ihn erst, als die Hauptmacht bei Tilsit-Splitter geschlagen wurde. Im Siebenjährigen Krieg wurde Ragnit von den Russen geplündert und niedergebrannt (24.—27. September 1757). Und zum vierten und letzten Male wurde dann im Jahre 1807 Ragnit von einer Feuersbrunst heimgesucht, die fast die ganze Stadt zerstörte. Das Schloß wurde durch einen Brand 1828 stark mitgenommen, im Jahre 1840 aber in den wichtigsten Teilen wieder hergestellt. Im Weltkrieg konnte eine dreimalige Beschießung durch die Russen diesem weithin sichtbaren Bau und auch der Stadt kaum etwas anhaben und zeigte nur unbedeutende Wirkungen. Stadt und Schloß haben heute in der Hauptsache also das Gesicht, wie es seit dem Jahre 1807 bzw. 1840 geformt wurde.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde in Ragnit in gewissem Sinne noch Großhandel getrieben. Der Krüger Löbell besaß allein das Privileg, den Kaufhandel, d. h. also in damaliger Zeit den Großhandel zu betreiben. Dazu waren ihm von dem Großen Kurfürsten die Schankgerechtigkeit sowie der Brauerverlag für das Amt Ragnit verliehen worden. Es mußten also sämtliche im Amt Ragnit ansässigen Krüger von ihm das Bier beziehen, welches in damaliger Zeit, weniger stark eingebraut als heute, für die Bevölkerung das übliche Getränk gewesen ist. (Man unterschied zwischen Krug-, Speise- und Tafelbier.) Unlautere Machenschaften aber brachten Löbell scheinbar um seine Stellung. Um überhaupt den Zins, die Steuern richtig hereinzubekommen, wurde eine Kommission zur Überprüfung der einzelnen Pflichten und Rechte eingesetzt. Der Bericht zeigt, daß in der Ragniter Umgebung zu Ende des 17. Jahrhunderts schon viele Hufen wüst liegen, in dem Marktflecken aber zwischen den Handwerker, Krämer und der Landesherrschaft sich Unstimmigkeiten wegen des „Handlohn“, der Gewerbesteuer ergeben und diese die rückständigen Gefälle nachzuzahlen hatten. Ferner mußte der Grundstückspekulation gesteuert werden.

Die erwähnten wüsten Hufen deuten schon auf eine große Sterblichkeit in der Ragniter Umgebung, die im nordöstlichen Ostpreußen in den Jahren 1709/10 durch die Pest erschreckende Ausmaße annahm. Diese entsehlische Seuche verödete Stadt und Land. Es sei in diesem Zusammenhang nur auf die 1905 erschienene gehaltvolle Schrift von Wilhelm Sahn: Geschichte der Pest in Ostpreußen, verwiesen. Da die Zahlen und näheren Angaben für das Kammeramt, aber nicht für den Marktflecken Ragnit angegeben sind — im Jahre 1710 betrug die Zahl der Toten 24000, im nördlichen Ostpreußen allein 103000, das sind rd. vier Fünftel der ansässigen Bevölkerung — soll hier ein Bericht des Kammermeisters von Jurgaitischen (heute Königsfirch) vom 17. Juli 1710 angeführt werden. Die Lage in diesem von Ragnit nur etwa 20 km entfernten Dorf ist für das gesamte nordöstliche Ostpreußen typisch. Er schreibt:

„E. K. M. kennen noch nicht den übergroßen Jammer und die Not, so hier herrschen. Es ist kein einziges Dorf in diesem Kammeramte, das nicht angesteckt und in dem die meisten ganz ausgestorben. Alle Krüge sind menschenleer, und die noch wenigen Lebenden liegen an der Pest. Die Mühle und Ziegelscheune ist ganz ausgestorben. Die Köllmer und Freyen sind tot. Die Hofmütter und alle Gärtnerweiber und Hirten sind verstorben und ist nicht eine Seele lebend. Das liebe Vieh geht meistens in die Irre und ist kein Volk, daß es kann ausgenulken werden. Es liegen hier über 40 Achetl Butter. Wer kann und wo soll man sie verkaufen? Der Ausgestorbenen Wiesen und Felder liegen wüst und ist kein Mensch, der sie aufstet und beadert. Die königlichen Vorwerke sind wegen Mangel der Menschen nicht auf die Hälfte zugepflügt, etwas Heu habe ich anschlagen lassen, und wo nicht aus den deutschen Orten werden Menschen geschickt werden, die solches auf dem Felde aufstet und aufsetzen, so muß alles draußen bleiben. Es kann der Jammer nicht genug beschrieben werden. Der Balletische Priester ist heute auch gestorben. Meine liebe Ehegattin ist gestern gestorben mit drei Kindern und 6 Gefind. Ich gehe nur noch mit meinem kleine Würmchen umher und warte mit Furcht und Zittern auf den grausamen Pesttot. E. K. M. werden sich landesväterlich erbarmen, wo von meinen kleinen unerzogenen Würmchen welche überbleiben sollten, denselben Gnade widerfahren zu lassen; denn ich auch schon durch das Brot- und Salzauzteilen angesteckt bin.“

Der Amtsverweser von Ragnit berichtet u. a. am 1. November 1710 an die Regierung:

„Die Felder stehen voller Getreide da, welches aus Mangel der Arbeiter und Hirten von dem Vieh jämmerlich zernichtet und zertreten wird. Die besten köllmischen Güter liegen wüste, weil die Eigentümer z. T. selbst ausgestorben, durchgehends aber all ihr Gefinde verloren haben, auch niemand für Geld

zu bekommen ist, und es das Ansehen hat, als wenn Gott keinen überbleiben lassen wollte. Man rechnet in diesem Amt allein der Verstorbenen an 26000, im Insterburgischen aber über 60000. Wenn man einen generalen Überschlagn machen wollte, so würde im ganzen Lande die Zahl 200000 herauskommen.“

Nach dem Erlöschen der Pest tat Hilfe hier dringend not. Es war hauptsächlich die verspätete Gegenreformation des Erzbischofs Firmian von Salzburg, die durch die Umsiedlung der Salzburger nach dem nordöstlichen Ostpreußen Friedrich Wilhelm I. in den Stand setzten, im Jahre 1732 eine der bedeutendsten Kolonisationstaten durchzuführen. Gumbinnen war der Mittelpunkt. Die Bauern verteilten sich aber auf den ganzen Nordosten der Provinz, und einige vorher zu Städten erhobene Marktflecken bekamen durch tüchtige Handwerker wertvollen Zuwachs. Kurz vor der Einwanderung der Salzburger hatte der König schon Gumbinnen, Ebenrode, Schloßberg u. a. 1724 zu Städten erhoben.

Die Stadterhebung. Dem Ragniter Marktflecken, der kaum noch auf eine Zukunft hoffen konnte, wurde am 6. April 1722 dieses Privileg gleichfalls zuteil. Es erscheint eigenartig, daß Ragnit trotz seiner Bedeutung als Bollwerk des Ordensstaates nicht schon im ausgehenden Mittelalter von dem Hochmeister das Stadtrecht erworben hat. Der Orden hat dabei zuerst nur die Siedlungen im Innern Preußens bedacht. Memel, die älteste ostpreussische Stadt, ist bekaunntlich vom Schwertbrüderorden gegründet worden. Die Burgen mit den schwachen zugehörigen Siedlungen am Rande der Wildnis boten noch nicht genügend Voraussetzungen für städtische Gemeinwesen, obwohl Ragnit durch seine Lage am Strom z. B. vor Insterburg, Angerburg oder Löben eine besondere Stellung einnahm. Im Jahre 1409 hat tatsächlich die Absicht bestanden, Ragnit zur Stadt zu erheben.

So findet sich im Ordensbriefarchiv eine undatierte Lokationsurkunde De fundanda Civitate Raganita. Danach verleiht der Orden Land und Fischereieigentume, sichert der Stadt zu, sie mit einem Wall zu versehen, für dessen Unterhalt sie aber selbst zu sorgen hat, und verleiht der jungen Siedlung das Kulmische Recht. Die Umwallung soll in erster Linie ein Schutz gegen das Hochwasser sein. Es ist anzunehmen, daß die Anlage der eigentlichen Stadt nicht wie heute auf dem hochgelegenen Dilwialufer aufgeführt, sondern — wie es auch aus einem Plan der Stadt Ragnit aus dem 18. Jahrhundert hervorgeht — sich im Tal selbst befinden sollte, damit die Siedlung wahrscheinlich um so leichter zur Handelsstadt ausgebaut werden könnte. Auf diesem Plan schneiden die Wasserläufe zusammen mit dem Memelstrom ein nur im Westen offenes Viereck aus dem Niederungsgelände aus, das (nach Clasen-Sandt) auf eine ehemalige Planung einer ordenszeitlichen Stadtanlage hindeuten könnte. Der im folgenden Jahr ausbrechende große Krieg hat sicherlich diesen ganzen Plan vereitelt. Eine Erhebung Ragnits zur Stadt hätte in der Ordenszeit ihre Berechtigung gehabt. Danach kam aber der große Niedergang.

Warum wurde die Stadterhebung nun in einer Zeit sozusagen nachgeholt, als das eigentliche Fundament für die Größe dieses Ortes nicht mehr vorhanden war und nach der Begründung Tilsits einer neuen Stadt in unmittelbarer Nähe dieses wichtigen Handelsplatzes kaum noch eine wesentliche Bedeutung hätte zukommen können? Der Zeitpunkt der Stadterhebung — das Jahr 1722 — hätte darauf schließen lassen, daß Ragnit mit den fast zur gleichen Zeit erhobenen Städten: Gumbinnen, Ebenrode, Schloßberg, Schirwindt, Goldap, Angerapp u. a. sozusagen einen Mittelpunkt der landwirtschaftlichen Umgebung hätte bilden können, wie das bei den genannten Städten in ausgesprochenem Maße noch bis heute der Fall ist. Aber betrachten wir den Vorgang genauer. Im Jahre 1714 verfügte Friedrich Wilhelm I. eine Teilung der Regierung in eine deutsche und eine litauische Kammer. Letztere sollte in Tilsit ihren Sitz haben. Der erste ostpreussische Oberpräsident Graf zu Dohna-Waldburg aber empfahl Ragnit, weil im Schloß die notwendigen Räumlichkeiten vorhanden seien. Der König genehmigte die Verlegung nach Ragnit. Sie ist aber nie zur Ausführung gekommen, und im Jahre 1721 wurden beide wieder in Königsberg vereinigt. Auch Tilsit blieb nicht Regierungssitz.

Im gleichen Jahre hatte der König eine Kommission gebildet, die die Erhebung von geeigneten Ortschaften zu Städten besonders im nordöstlichen Ostpreußen prüfen sollte. Es kamen Gumbinnen, Ebenrode, Ragnit, Tapiaw, Schirwindt, Taploden, Georgenburg, Saalau und Heydekrug in Betracht. Die Kommission lehnte die Erhebung Ragnits zur Stadt ab, da Tilsit und Ragnit, zwei Städte in einer derart geringen Entfernung voneinander, sich gegenseitig Abbruch tun würden. Friedrich Wilhelm aber wollte den Marktflecken Ragnit unbedingt zur Stadt machen. Er befaß eine nochmalige genaue Besichtigung und abermaligen Bericht. Die Kommission blieb nach der Überprüfung bei der Ablehnung des Stadtrechts. Der König ignorierte auch die zweite Ablehnung. Die Berichte geben einen Einblick in die städtischen Verhältnisse und in die Pläne, die man in Ragnit durchzuführen gedachte. Für notwendig werdende Umbauten zur Stadterhebung hatte man zwei Voranschläge aufgestellt. Der erste sah den Ankauf der Grundstücke aller Einwohner und einen völligen Neubau des Ortes mit rd. 200 Häusern vor. Der damalige Flecken, der 4 Krüge, 14 Ackerhöfe und 61 Handwerkerstellen umfaßte, hatte

nämlich eine lange schmale Form. Er war besonders von der Südseite überall leicht zugänglich, konnte also nur unzureichend eingeschlossen werden. Eine Erweiterung war gleichfalls nur schlecht möglich, da der Mühlenteich ein einheitliches und geschlossenes Stadtbild bei weiteren Neubauten nicht zuließ. Der zweite Plan sah dennoch eine Vergrößerung des Fleckens um 121 Hausstellen vor. Da im Zusammenhang mit der Stadtwerdung das Neubauprojekt mit den notwendigen Erdarbeiten zur Beschaffung neuen Baugrundes anfänglich ein Defizit von 4900 Talern, der kontinuierliche Erweiterungsbau zur Stadt dagegen zu Beginn schon einen voraussichtlichen jährlichen Gewinn von 266 Talern gebracht hätte, entschied sich der sparsame Soldatenkönig für den zweiten Entwurf und verließ Ragnit am 6. April 1722 durch Mandat das Stadtpatent. Um die Einnahme der Akzise nun so weit wie möglich zu sichern, wurden nach der Stadterhebung die „Schlupplöcher“ hinter den Wohngrundstücken mit Palisadenzäunen geschlossen oder durch Wehrgräben unzugänglich gemacht. An den „Avenues“, die von einem „Wächter“ überwacht wurden, errichtete man Schlagbäume.

Grund- und Aufbau. Der ursprüngliche Grundriß des Ortes ist also beibehalten worden, wie er sich schon in der frühesten Zeit abzeichnete. Durch den auf dem diluvialen Steilhang in Ost-West-Richtung parallel zur Memel verlaufenden Hauptstraßenzug und den von ihm abgehenden Querstraßen hatte die Stadt schon früh eine ausgeprägte Rippenform. Diese Grundform wurde auch von dem Stadtplaner Friedrich Wilhelms I. hier im Osten, dem Oberbaudirektor J. L. v. Unfried 1723 beibehalten, der sie durch eine Ausdehnung nach Süden in Richtung des Mühlenteiches ergänzte. Die genannte Hauptstraße (Deutsche Straße) führt zum Markt. Er liegt unmittelbar vor dem Südflügel des Schlosses. Durch einförmige, höhere Wohn- bzw. Geschäftshäuser ist es völlig verdeckt, soll aber durch Abbruch der genannten Häuser freigelegt werden. In westlicher Richtung führt die Tilsiter Straße weiter. Es ist anzunehmen, daß das alte Ragnit an der Enge der Schloßmühle und des Mühlenteiches seine westlichste Ausdehnung erreichte. An dieser Stelle wird klar, wie sehr dieses durch den Orden aufgestaute Gewässer die Geschlossenheit der städtischen Anlage verhinderte, indem es, weit in den Stadtkern hineinreichend, den älteren Teil von der südlich gelegenen „Neustadt“ trennte, damit aber zugleich auch die Möglichkeit bot, in der Stadt große Gärten anzulegen und eine bedeutende, für die Öffentlichkeit aber leider wenig zugängliche Grünfläche zu schaffen. Dafür haben aber die Ragniter Baumschulen einen guten Ruf. Für den Hauptstraßenzug hat im Kern der Stadt der vor der Südseite des Schlosses aufgeworfene Wall das anfänglich notwendige Material geliefert. Wall und Graben sind heute verschwunden, und die künstlichen nach Süden gerichteten Verteidigungsanlagen sind im Stadtbild nicht mehr erkennbar. In späterer Zeit dehnte Ragnit sich längs der Tilsiter Straße weiter nach Westen aus. In diesem Teil sind der Kreisgarten mit der Parteburg und das Kreiskrankenhaus zu erwähnen. Die Lage des Kernes der Stadt (Schloß und Markt) kann man zwischen Memelthal und Mühlenteich als Halbinsellage charakterisieren. Doch schon frühzeitig ist dieser Rahmen nach Süden gesprengt worden. Als die Straße nach Tilsit immer mehr in den Vordergrund trat, wurde das Schloß mit seiner abseitigen Lage im Memelthal immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Es dient heute als Gericht und Gefängnis und sollte würdigerem Zwecke dienstbar gemacht werden.

In gleichem Maße nahm der Markt immer mehr den Charakter einer Durchgangsstraße an. Die alte, vom Markt abgehende Quergasse, die Kirchenstraße, trat trotz der hier befindlichen Bürgermeisterei immer mehr in den Hintergrund. Dagegen wurde die Neustadt mit ihrer breiten, am Markt senkrecht nach Süden abzweigenden Wohnstraße nicht nur Wohngebiet für das im Laufe der Zeit sich vergrößernde Ragnit, es wurde immer mehr zur Verkehrsstraße, weil 1. die in gleicher Richtung nach Schillen führende Kunststraße immer mehr gewann, da die Bauern der südlichen Umgebung auf diesem Weg zur Kreisstadt kamen und 2. nach dem Bahnbau der Weg durch die Neustadt zum Bahnhof führte. Von der Mitte der Deutschen Straße führt eine zweite Straße (Vorkstraße) zu dem etwas abgelegenen Bahnhof. Zur Memel gehen von dem Hauptstraßenzug vier Abzweigungen, von denen der alte, zur Fähre führende „Memelberg“ und in späterer Zeit die zum Schlachthof und zur Zellstoff-Fabrik führende abschüssige Straße erwähnt werden sollen. Der vom Memelthal und Mühlenteich eingezwängte Hauptstraßenzug mit dem Schloß und je zwei nach Norden und Süden verlaufende Abzweigungen bilden also den Hauptbestandteil des Stadtgrundrisses. In der Verlängerung und in den Zwischenräumen der genannten Straßenzüge bis zu dem vom Stadtkern abseits gelegenen Bahnhof dehnte und streckte sich Ragnit im vergangenen und gegenwärtigen Jahrhundert.

Der Aufbau ermöglicht gleichfalls die klare Abgrenzung einzelner Stadtbezirke. Auf dem kleinen Raum des Stadtgebietes stehen sich völlig unterschiedliche Bauten gegenüber. Trotz einer gewissen Abseitslage überragt der Backsteinbau des Schlosses die Umgebung und beherrscht sozusagen die Stadt. Der älteste Teil mit dem Markt und dem in seinem Werden bereits beschriebenen Hauptstraßenzug weist fast durchweg einfache und nüchterne, weiß oder grau getünchte, ein- bis zweigeschossige Häuser

auf, die zum größten Teil schon mehr als ein Jahrhundert erlebt haben und daher nicht gerade wohnlich sind. Sie werden hauptsächlich von Beamten und den in Ragnit recht zahlreich ansässigen Handwerkern bewohnt. Hinter den Wohnhäusern und Höfen liegen zu beiden Seiten des Straßenzuges gepflegte Gärten, die auf der Nordseite sich am Hang zum Memeltal hinunterziehen und vom Stromtal aus gewöhnlich einen schönen Anblick bieten.

Am Strom ist das neue Ragnit entstanden. Auf engem Raum ergeben sich hier im Grund- und Aufbau derart starke Unterschiede und Besonderheiten, daß sie besser in die Skizzierung des Ragniter Wirtschaftslebens einbegriffen werden.

Nach Osten zu breitet Ragnit sich in Richtung Obereißeln aus. Hinter dem Wasserturm hat man die Güter Hagelsberg und Bernhardshof aufgeteilt. Es sind kleine Siedlerstellen geschaffen worden, die sich besonders in Bernhardshof wie Perlen auf der Schnur aneinanderreihen und mit den gefälligen eingeschossigen Häuschen und den zugehörigen Gärten einen einfachen, aber gefälligen Anblick bieten. Es ist eine typische Straßensiedlung, die fast bis Tuffainen führt.

Im Süden zeigt das Stadtbild noch weitere Besonderheiten. Das ältere Ragnit und die Neustadt sind geschlossen gebaut. Letztere ist längs der Schützenstraße bis zur Bahn und zum Teil darüber hinaus nach Süden gewachsen. In der Nähe des Bahnhofes ist das frühere Lehrerseminar, die jetzige Aufbauschule, allmählich Mittelpunkt einer Wohngegend geworden, die aber in der Bauart wenig zu dem gefälligen roten Ziegelbau paßt. Hinter diesem ansehnlichen Gebäude nimmt eine etwas eigenartige Kleinsiedlung ihren Anfang. Sie besteht meist aus Holzhäusern, die von kleinen Gärten umgeben sind. Im Jahre 1915 übernahmen viele westdeutsche Städte Patenschaften für die durch die Russen zerstörten ostpreussischen Städte. Da Ragnit trotz viermaliger Beschießung im Weltkrieg kaum gelitten hatte, deshalb auch nicht von Grund auf neu aufgebaut werden mußte wie manche andere Städte im nordöstlichen Ostpreußen (Schloßberg, Schirwindt, Ebenrode, Eydtkau), so ging es bei dieser Unterstützungsaktion zunächst leer aus, bis einige in den Vereinigten Staaten lebende Deutsche Mittel überwiesen, aus denen diese Klein-Amerika genannte Siedlung entstand. So wuchs und dehnte sich allmählich die Stadt und erreichte durch weitere Wohnbauten den wie so oft bei ostpreussischen Städten anfänglich abseits gelegenen Bahnhof. Südlich der Bahnstrecke herrschten ursprünglich kleinere oder mittlere Bauerngrundstücke vor, die aber jetzt kaum hervortreten, da das an der Straße gelegene Gelände mit städtischen Wohngebäuden bebaut ist und den bäuerlichen Charakter dieser Gegend jetzt in den Hintergrund drängt. So rundete sich nach Osten und Westen das Weichbild ab, daß die ehemals langgestreckte Rippform des Ortes zu einem Halbkreis wurde, dessen Sekante durch die Memel gebildet wird.

Die Ragniter Grünflächen befinden sich zum größten Teil in Privatbesitz; nur wenig ist der Allgemeinheit zugänglich. Dieses Wenig aber wiegt schwer. Ein kleines Stück stromauf, noch im Weichbild der Stadt beginnt die „Daubas“. Bergauf, bergab geht es fast bis Karlsberg-Obereißeln an dem hier dicht an den Strom tretenden, bewaldeten Steilhang entlang. Viele Meter tief unten zieht der Memelstrom in majestätischer Breite dahin. Von der Gegenseite grüßen die hellgrünen Wiesenflächen, und nur ab und zu wird das Bild von roten Scheunendächern unterbrochen. Es wird von dem dunkelgrünen Schreitläufer Wald abgeschlossen. Dieser Wanderweg durch die Daubas gehört zu den schönsten in Ostpreußen. Leider lassen sich viele Besucher dieses Stück Memellandschaft aus Unkenntnis entgehen und begnügen sich nur mit den Zielen, den Ausflugsorten Ober- und Untereißeln.

Das Ragniter Wirtschaftsleben. Am Strom verändert die Stadt ihr Bild völlig. Der kleinbürgerliche Zug tritt zurück, und das Stadtbild hat hier sein eigenes Gesicht. Die fruchtbaren Memelwiesen, wie sie sich auf dem Südufer in Verlängerung der Rankaswiesen noch ein Stück ostwärts hinziehen, hören plötzlich auf. Der Mensch hat direkt in den Wiesen eine ausgesprochene Industrielandschaft geschaffen, die — wie das Schloß auf dem Diluvialhang — hier das Stromtal beherrscht und sich in einer Länge von mehreren hundert Metern an der Memel entlangzieht. An den markanten Leuchttürmen erkennt man die Zellstoff-Fabrik. Es ist die kleinere und jüngere Schwester der Tilsiter Anlage, die zu den größten ostpreussischen industriellen Unternehmungen zählt. Im Rahmen der Tilsiter Stadtlandschaft tritt die Zellstoff-Fabrik aber nicht so in Erscheinung wie gerade das kleinere Ragniter Werk, das im ebenen Niederungstal und ebenso von den Hängen schon auf mehrere Kilometer hin sichtbar wird. Die Zellstoff-Fabrik hat der Stadt Ragnit einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufstieg gebracht. Durch die etwa 800 Arbeiter mit den zugehörigen Familien ist die soziale Struktur der Ragniter Bevölkerung weitgehend umgestaltet worden und hat Ragnit heute teilweise zu einer Industriestadt gemacht. So wirkt sich z. B. der Kinderreichtum der Arbeiterfamilien auch in den hohen Zahlen der Schulklassen und weiterhin in der zahlreichen ansässigen Lehrerschaft aus. Die Zellstoff-Fabrik ist in Ragnit fast die jüngste aller industriellen Unternehmungen. Der Sägewerksbesitzer Stefan Stark

hatte die Anregung gegeben. Er kaufte das Gelände von dem Gut Althof-Ragnit, wollte die Fabrik selbst bauen, stieß auf Schwierigkeiten und führte es dann mit Hilfe einer Aktiengesellschaft durch, der u. a. der Ragniter Bürgermeister Grief und die Gebrüder van Setten angehörten. Eine Tilfiter Bank half die letzten Schwierigkeiten überwinden. Die Systemzeit brachte die Stilllegung des Unternehmens und damit eine Arbeitslosigkeit, die durch andere mitunter stillgelegte Unternehmen die Schwierigkeiten noch erhöhte und Ragnit zu einer Hochburg des Kommunismus werden ließ.

Weiter stromauf oder vom Memelberg hat man ein völlig anderes Bild. Der Weg führt zum Hafen und zur Fähre, zum Fährkrug, der „Westerplatte“, wo sich wahrscheinlich früher das Hafelwerk befand. Durch die gegenüberliegenden Wiesen am Nordufer des Stromes führt nur ein Weg nach dem Dorf Willkischken. Er wird nur wenig benutzt. Der Fährbetrieb ist im wesentlichen saisonbedingt. Die Memelwiesen der anderen Stromseite gehören zum Teil auf dem Südufer ansässigen Besitzern. Nach dem ersten und zweiten Schnitt sieht man dann die hochbeladenen Heuwagen auf der schwerfälligen Fähre über den Strom kommen. Unter Anspannung aller Kräfte und mit großem Geschrei wird der Memelberg, der Steilhang genommen und die Ernte geborgen. Ein reges Leben und Treiben geht hin- und herüber, und das Memeltal und die Stadt sind dann von dem frischen Heugeruch erfüllt.

Als die Memel noch Grenze des geraubten Memellandes war, entwickelte sich auch ein „kleiner Grenzverkehr“, der jedoch bei weitem nicht die Ausmaße annahm wie in der Nachbarstadt, dort zu trauriger Berühmtheit gelangte und das Wirtschaftsleben der Stadt Tilfit zerrüttete. In einigen Holzbuden an der Ragnit gegenüberliegenden Fährstelle wurden wohl Eier, Fleisch, Geflügel usw. verkauft. Die den kleinen Grenzverkehr auszunutzende Ragniter Bevölkerung fuhr aber meistens nach Tilfit, um in Übermemel billig einzukaufen. Nach der Machtergreifung hatte dieser volkschädigende Spuk ein schnelles Ende gefunden, und die das Landschaftsbild verunstaltenden Holzbuden, Stände usw. gegenüber von Ragnit verschwanden.

Östlich der Fähre liegt der Hafen. Man sieht von ihm nicht viel. Er ist eigentlich nur ein Becken, dessen Einfahrt man im Sommer zeitweise durchwaten kann. Er gibt gewöhnlich einigen Boydaks Gelegenheit zum Überwintern oder bietet hinter einem hohen Damm Schutz vor dem Eisgang. Das Statistische Amt der Provinz Ostpreußen aber gibt für den Ragniter Binnenschiffsverkehrsverkehr Werte an, die sich durchaus mit Tilfit vergleichen lassen. Der Güterverkehr der Binnenschifffahrt (einschl. Floßverkehr) zu Tal und zu Berg wies für Ragnit und Tilfit von 1928 bis 1936 (in t) folgende Zahlen auf:

Ragnit			Tilfit		Ragnit			Tilfit	
Jahr	Abgang	Ankunft	Abgang	Ankunft	Jahr	Abgang	Ankunft	Abgang	Ankunft
1928	32825	197521	89848	238838	1933	35813	171886	76641	175039
1929	40653	186378	93077	169928	1934	38999	205601	118697	331358
1930	42533	183816	85226	154167	1935	42525	171699	110439	254563
1931	25892	71553	64409	120480	1936	49171	144561	124763	344429
1932	32066	139134	64594	125471					

Ragnit nimmt hinter Königsberg und Tilfit und vor Elbing, Marienburg und Willau in dem Gesamtgüterverkehr der Binnenschifffahrt in Ostpreußen immerhin den dritten Platz ein. Er wickelt sich nur nicht in dem Hafenbecken selbst ab, sondern in der Hauptsache auf dem Strom vor der Zellstoff-Fabrik. Einen bedeutenden Anteil am Ragniter Güterverkehr hat auch die Brüningische „Ristenfabrik“, die östlich vom Hafenbecken mit ihrem Holzplatz den dritten Teil der Ragniter Memelfront bildet. Hier häufen sich gewöhnlich die Tristen, die, wenn sie auseinandergenommen sind, zur Fabrik heraufgezogen werden. Sie liegt im Gegensatz zur Zellstoff-Fabrik auf dem Steilhang und verarbeitet gewöhnlich Sperrholzplatten.

Um das Bild der ansässigen Industrien zu vervollständigen, seien noch zwei Schneidemühlen, eine im Jahre 1883 gegründete Maschinenfabrik in der Nähe des Bahnhofes, die rd. 300 Arbeiter zählt, und eine keramische Fabrik erwähnt. Mit Fug und Recht kann man behaupten, daß von den kleineren ostpreußischen Städten Ragnit die größten und bedeutendsten industriellen Unternehmungen beherbergt. So ist Ragnit eine der wenigen ostpreußischen Städte, die sich aus der großen Masse der Kleinstädte heraushebt. Die Einwohnerzahl wuchs stetig und betrug:

Jahr	Einwohnerzahl	Jahr	Einwohnerzahl	Jahr	Einwohnerzahl	Jahr	Einwohnerzahl
1782	1882	1850	2875	1890	3953	1919	6821
1801	2014	1852	3079	1895	4908	1922	7753
1810	1771	1857	2293	1900	4735	1925	7662
1816	2100	1867	3638	1910	5542	1930	8966
1822	1990	1880	3580	1916	5882	1935	9800
1843	2791	1885	3747	1917	6253	1940	10100

Das Ragniter Verkehrsnetz. Ältester und jüngster Mittler des Verkehrs sind in Ragnit Strom

und Eisenbahn. Es wurde schon betont, daß die Memel die Straße Preußens nach dem litauischen Siedlungsraum gewesen ist, und in der Ordenszeit Burg und Strom nicht voneinander zu trennen sind. In der Nachordenszeit aber zog der Handel an Ragnit vorbei. Die größere wirtschaftliche Kraft Tilsits ließ die Kleinstadt immer mehr zurücktreten. So wurde die Nachbarstadt z. B. zum wichtigsten ostpreussischen Holzhandelsplatz. Der Eisenbahn kommt in Ragnit gleichfalls nur untergeordnete Bedeutung zu. Am 1. November 1892 bekam die Stadt durch die Verbindung mit Tilsit Bahnanschluß, im Jahre 1894 wurde die südöstliche Verlängerung dieser Strecke bis Ebenrode (früher Stallupönen) fertiggestellt und der Anschluß an die Ostbahn gewonnen, allerdings 11 km von dem Grenzort Chydkau entfernt, also denkbar ungünstig. Zu der geplanten direkten Verbindung mit der Regierungsstadt Gumbinnen (über Rautenberg) ist es bis heute noch nicht gekommen.

Die über Breitenstein (Kraupischken) bis Ragnit führende Insterburger Kleinbahn, die eigenartiger Weise nicht einmal den natürlichen Verkehrsmittelpunkt Tilsit erreicht, spielt heute eine untergeordnete Rolle und ist für den Personenverkehr durch eine Omnibuslinie der Reichsbahn über Hohenzalzburg (Lengwethen) nach Breitenstein mit weiterem Anschluß nach Insterburg bzw. Gumbinnen ersetzt worden. Die früher geplante Memelsüduferbahn wird in absehbarer Zeit auch nicht zur Ausführung kommen, da der verkehrsgeographisch recht ungünstig gelegene Nordosten der Provinz heute durch Omnibusse der Reichspost aufgeschlossen wird. Außer der südlichen Postlinie nach Breitenstein sind zwei nach Osten gerichtete Autobuslinien eingerichtet worden. Beide führen nach Oberweißeln. Eine südlichere Route geht dann nach dem Marktflecken Haselberg (Lasdehnen), die nördlichere über Trappen (Trappönen) längs der Memel bis zum Grenzort Waldheide an der Memel. Für den Güterverkehr bestehen aber immer noch große Schwierigkeiten, obwohl die Reichsbahn einen Lastkraftwagenverkehr eingerichtet hat. In westlicher Richtung ist Ragnit mit Tilsit nicht nur durch Eisenbahn und Dampfer, sondern auf guter Kunststraße mit dem Postauto, also der vierten von Ragnit ausgehenden Linie verbunden. Die jetzt schon das Bild der Umgebung belebenden leuchtend roten Wagen der Post sind ein bedeutsamer Faktor für die verkehrsgeographische Erschließung des nordöstlichen Ostpreußen und helfen, das weitmaschige Verkehrsnetz zu verdichten.

Während Tilsit den Verkehr des östlichen Memelgebietes und der gesamten Memelniederung an sich zieht, ist wirtschaftsgeographisch das Gesicht Ragnits vorwiegend nach Osten und Südosten gerichtet. Dennoch liegt die Stadt verkehrspolitisch im Schatten Tilsits. Wenn der Ragniter Markt im allgemeinen reich beschickt wird, so wirkt sich der Zug nach dem nahen größeren Tilsit doch immer stärker aus. Wer über die entsprechenden Kraftwagen verfügt, sucht nicht den Ragniter, sondern den Tilsiter Markt auf. Ja, die Einwohner aus Ragnit selbst fahren häufig nach Tilsit, um dort wichtigere Einkäufe zu machen oder an größeren kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen. Trotz mancher Bemühungen ist es mit dem letztgenannten Faktor in den kleineren Städten im nordöstlichen Ostpreußen noch schlecht bestellt, und neben den bevölkerungspolitischen und wirtschaftlichen Maßnahmen wird es im Nordosten der Provinz eine dringende Aufgabe sein, diesem Gebiet auch den Charakter eines kulturellen Notstandsgebietes zu nehmen und auch mit dieser Maßnahme dem vorläufig immer noch anhaltenden weiteren Bevölkerungsrückgang Einhalt zu gebieten.

Es wäre zuviel gesagt, für das Hin und Her zwischen Ragnit und Tilsit den Begriff — Vorortverkehr zu gebrauchen. Ragnit gehorcht doch seinen eigenen Gesetzen, und dafür ist heute der in dieser Stadt vorherrschende Kleinbürgerliche Zug und die zahlreiche ansässige Arbeiterschaft der Garant; beide sind verhältnismäßig stark ortsgebunden und geben der Stadt das Gesicht.

In Ragnit reichen sich also in eigenartiger Weise Vergangenheit und Gegenwart die Hand. Politische und wirtschaftliche Kräfte haben hier mit völlig verschiedener Intensität gerungen. Die Spuren dieser mehr oder minder friedlichen Auseinandersetzungen sind im Landschaftsbild zurückgeblieben. Sie haben eine Stadtlandschaft entstehen lassen, die in ihrem Raum einst großes Geschehen miterlebt hat, dann aber neben dem anwachsenden Tilsit immer mehr sich mit einer zweitrangigen Stellung am Memelstrom begnügen mußte. Wenn es in den letzten Jahrzehnten auch nicht an bemerkenswerten Impulsen gefehlt hat, aus dem friedlichen Ackerbürgerstädtchen eine ostpreussische Industriestadt zu machen, so wird Ragnit auch weiterhin an der Memel mit dem großen Nachbarn nicht mithalten können. Es wird neben Tilsit die ewige Zweite mit der größeren Vergangenheit sein. Heute ist Ragnit eine Stadt, die noch halb im Gestern steht, an manchen Stellen noch in gemütvolltem Ackerbürgerdasein dahinzuträumen scheint, zum anderen Teil aber schon doppelt stark von dem heutigen modernen rast- und ruhelosen Leben und Treiben ergriffen ist. Über beiden Faktoren aber steht, einen weiten Bereich der Stadtlandschaft überragend und beherrschend, als Mahnmal großer Vergangenheit das Ragniter Ordensschloß.

SCHRIFTENNACHWEIS

1. Clasen-Sandt, R.: Die Baugeschichte der Memelburgen Ragnit, Splittter und Tilsit. (Preussia, Bd. 29, 1931.)
2. Crome, Hans: Karte und Verzeichnis der vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen in Ostpreußen (Altpreußen, S. 3, 1937.)
3. Feydt, Wilhelm: Der Einfluß der ostpreußischen Eisenbahnen auf die städtischen und einige andere Siedlungen. Diss. Königsberg 1904.
4. Forstreuter, Kurt: Die Memel als Handelsstraße nach dem Osten. Königsberg, Gräfe u. Unzer.
5. —: Das Memelland. (Preußenführer, Elbing 1939, Preußenverlag.)
6. Ganß, Johannes: Die völkischen Verhältnisse des Memellandes. Berlin-Nowawes 1925.
7. Griek: Einiges aus der Geschichte der Stadt Ragnit von 1278 bis 1922. (Festvortrag 1922.)
8. Grigat, Martin: Die Memelniederung. Königsberg 1931, Gräfe u. Unzer.
9. Heynike, Hans: Die Entwicklung der ostpreußischen Städte. (Königsberger Statistik, Königsberg 1931.)
10. Karge, Paul: Die Litauerfrage in Ostpreußen in geschichtlicher Beleuchtung. Königsberg 1925, B. Meyer.
11. Keller, Hans: Memel-, Pregel- und Weichselstrom. 3 Bde. Berlin 1899.
12. Kellertat, Hanns: Die Städte Ostpreußens. Königsberg, Gräfe u. Unzer.
13. Kirrinnis, Herbert: Tilsit, die Grenzstadt im deutschen Osten. (Holzner Bücherstube, Tilsit 1935.)
14. Körnke, B.: Geologische Untersuchungen über die hydrographische Entwicklung im nördlichen Ostpreußen. (Abh. d. Pr. Geol. Landesanstalt, N. F., S. 127, Berlin 1930.)
15. Krollmann, Christian: Politische Geschichte des deutschen Ordens. Königsberg 1932, Gräfe u. Unzer.
16. Loeschke, Theodor: Ragnit — eine historisch-geographische Skizze. Ragnit 1898, Selbstverlag.
17. Mortensen, Hans: Die Nationalitätengrenze zwischen Ostpreußen und Litauen. (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1922.)
18. —: Die Litauerfrage in Ostpreußen. (Mitt. d. geogr. Fachschaft d. Univ. Freiburg.)
19. —: Die litauische Wanderung. (Nachr. d. Ges. d. Wiss. z. Göttingen, phil.-hist. Kl., 1927.)
20. Mortensen, Hans/Gertrud: Die Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußen bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel.
21. Sahn, Wilhelm: Geschichte der Pest in Ostpreußen. Leipzig 1905, Dunder u. Humblot.
22. Schmid, Bernhard: Die Staatsführung und Landesverwaltung im Deutschen Ordensstaat. (Völk. Beobachter 5. Jan. 1936.)
23. Schmidt, B. H.: Die Lage als geographischer Grundbegriff. (Geogr. Zeitschr. 1931.)
24. Statistisches Handbuch für die Provinz Ostpreußen 1938, hrsg. v. Statist. Amt d. Provinz Ostpreußen. Grenzlandverlag G. Voettker, Schloßberg (Ostpr.) und Leipzig.
25. Harms-Wiechert: Heimatatlas für Ostpreußen. Leipzig 1926, List u. Pressensdorf.

DIE KRAIN UND IHRE DEUTSCHE VERGANGENHEIT

von OSWALD DEUERLING

Osterreich, Steiermark, Kärnten und Krain, das war ein feststehender Begriff, als der Tscheche Ottokar II. um 1250 und 1269 diese Lande gewaltsam erheiratete, und 1282 kamen Osterreich, die Steiermark und die Krain, 1355 auch Kärnten an die Habsburger und bildeten nun bis 1919 den Schmuck der Habsburgerkrone. Den Schmuck sage ich. Denn diese Kronländer, dazu noch Tirol und später Salzburg sind ja Deutschlands erhabener Alpenanteil.

Am unbekanntesten davon ist bei uns die Krain. Ziemlich fest ist ihr Umfang umrissen, seit 1040 ein Krainer Markgraf auftaucht, und so blieb er bis nach dem Weltkrieg, wo ihr Hauptteil mit rund 10000 Geviertkilometer und 525000 Einwohnern zu dem künstlichen Staat „der Serben, Kroaten und Slowenen“ geschlagen wurde bis auf den westlichen Streifen von 2000 Geviertkilometer und 90000 Einwohner, den die Italiener sich holten. Sie ist auch im großen ganzen eine eigene Landschaft der iltirischen Pflanzenwelt. In der Bodenform und Gesteinsart ist die Krain nicht so einheitlich, wenngleich das Land deutlich zum Mittelpunkt, dem Laibacher Feld und Moor (290 m), abfällt und sich geradezu, wie N. Krebs sagt, um diese Ebene scharf. Im Norden ist es scharf durch die Karawanken abgeschlossen, im Westen leiten die Julischen Boralpen zum Laibacher Becken, einer jungen Ablagerung, hinter der derselbe Kalkzug bis zur Vereinigung der Gurk mit der Sau (Save) sich fortsetzt. Im Süden beginnt der Inner- und Unterkrainer Karst. Diese vorwaltende Kalklandschaft ist ja sprichwörtlich geworden. Ich nenne nur die mächtigen Höhlen von Adelsberg und Sanft Kanjian, den Zirkniger See mit seinem wechselnden Wasserstand und seinen Sauglöchern oder die im durchlässigen Boden verschwindenden und wieder auftauchenden Flüsse. Die Rinne bei Gottschee oder ein anderes Wasser, als Poik, Unz und Laibach (altdeutsch Liubisaha) sich zeigend, sind Zeugen davon, wie durch die heillose Abholzung seit Jahrhunderten der Boden verkarstet wurde. Immerhin sorgen reichliche Niederschläge, gut 1400 mm im Jahr, für eine abwechselnde Bewässerung. 44 vH bedeckt der Wald, je 15 bis 17 vH entfallen auf Acker, Wiese und Weide.

So ist die ziemlich wald- und wiesengrüne Krain ein anmutiges Land in ihrem Auf und Ab von Bergketten, Ebenen und Hügelreihen. In dem 1919 an Italien gekommenen Westen erhebt sie sich zum Hochgebirge an der Junitz (dem Jjonzo) und in der Wochein gipfelt sie im 2863 m hohen Dreifopf (Triglav). Aber auch die bis 2560 m ansteigenden Steiner Alpen im Norden tragen Hochgebirgsgepräge. Am bekanntesten sind im Nordwestzipfel der prächtige Wocheiner See und der liebevolle runde See von Beldeš mit seiner kirchengeschmückten Insel. Der Kurort Beldeš, den sich die verflüchtigte serbische Königsfamilie zu ihrem Sommeritz erkor, ist mit seinen vielen neuen Gasthöfen die Stätte der deutschen Zivilverwaltung für die Nordkrain geworden. Aber auch die anderen Gegenden der Krain zeigen in der Landschaft und in dem Werk der Menschenhand Bemerkenswertes. Vom Engtal der Wurzner Sau im Nordwesten bis zum Ustokegebirge an der kroatischen Grenze grüßen von stattlichen bewaldeten Höhen die Burgen und Kirchen als Wahrzeichen alter Kultur; die behäbigen Marktplätze der Städte und Flecken muten ganz deutsch an, weil sie ja auch sämtlich deutsche Gründungen sind, Radmannsdorf, Krainburg und Bischoflack sogar wie Rudolfswert, Weizelburg und Laibach, die Hauptstadt mit der Feste auf der Höhe, usw. In den Forsten des deutschen Herzogtums Gottschee, wo noch der Wolf und Bär haufen, fühlt man sich wie in einem Wald des Altreichs.

Ein altes Kulturland mit bewegter Geschichte ist die Krain; denn sie ist Durchgangsland von der Apenninischen zur Balkanischen Halbinsel und zur Pannonischen Ebene wie zur Donau. Die vorrömischen Karnen wurden lange von den Römern beherrscht und dann folgten in buntem Wechsel Stämme der großen germanischen Wanderung. Von diesen übten die Ostgoten und die Langobarden länger die Herrschaft aus. Im 7. Jahrhundert stießen in dieses Ostalpenvorland die Awaren und mit ihnen die Slawen vor, denen aber bald die Langobarden und die Baiwaren Trutz boten. Carniola, also wohl Klein-Karnia, ist der alte Name für dieses Land, das die Deutschen dann Etheine nannten. Von Friaul aus geboten die Langobarden und dann ihre Besieger, die Franken, über die Südkrain, die sie kirchlich dem germanischen Patriarchat Aglei (Aquileja) unterordneten. Nach der karolingischen Reichsteilung von 843 kam die Mark Krain zum ostfränkischen, d. i. dem Deutschen Reiche, bei dem sie bis 1866 (1918) blieb. Wieder nahmen die Kirchen von Salzburg und Passau ihre frühere Befehrs-tätigkeit unter den eingewanderten Wenden auf. Nach dem verwüstenden Ungarnsturm schufen die deutschen Lehensherren vier Jahrhunderte lang ein Kulturland. Viele deutsche Rittergeschlechter, namentlich aber die Bistümer von Triest, Freising und die jahrhundertlang deutschen Patriarchen von Aglei zogen immer neue Ansiedler aus Baiern ins Land. Auf den Freisingerischen Besitzungen in der Oberkrain wurden im Mittelalter über zwei Fünftel der Bauernhuben von Deutschen bestellt. Im Jahr 1291 waren 45 Ortschaften in der „Windischen Mark“ in Freisinger Besitz. (Von der Unterkrain fehlen ähnliche Angaben.) Auch der Deutsche Orden besaß namhafte Kommenden und Pfründenschaften. Zwanglos wurden die Windischen mit deutscher Besetzung vertraut. Die Wenden blieben zumeist Kleinbauern und Hörige und zahlten weniger Steuern als die leistungsfähigeren Deutschen. Im 14. Jahrhundert siedelten die mächtigen Ortenburger Grafen oberdeutsche Bauern „vom Rinshequell zum Kulpastrand“, wie es in der Gottscheer Hymne heißt, an. Dort hat sich bis jetzt das Gottscheer Wölllein mit seiner ehrwürdigen altertümlichen bairischen Sprachart unentwegt deutsch erhalten. Ja, es besitzt als einziger deutscher Stamm in der Einsamkeit zwischen Windischen und Kroaten noch das Gudrunlied, das es in vielen Abwandlungen als Ballade von der „heanen Merarin“ (der Frau am Meer) noch jetzt singt. Das alteingesessene Geschlecht der Auersperg führte bis 1918 den Titel „Herzoge der Gottschee“.

Auch der Bergbau auf Eisen in Eisnern, Neumarkt, Kropp, Stein, auf Quecksilber in Idria, auf Blei und Zink in Reibl, Bleiberg usw. war schon im Mittelalter ein Hauptbetätigungsfeld unserer Landsleute und blieb, auch in dem darauf fußenden Großgewerbe, bis vor ein paar Jahren in ihren Händen. Die städtischen Handels- und Kleingewerbsleute waren fast ausschließlich Deutsche.

Der deutsche Adelige Joh. Weiskhart Freiherr von Valvasor gab 1689 ein großes vierbändiges Werk „Ehre des Herzogthums Krain“ heraus, das Seite für Seite von der Bedeutung des deutschen Wesens dort zeugt. Er sagt, im Lande gebe es zwei Sprachen, das Deutsche, das bei den Edlen und in allen Schriften gebräuchlich sei, und das Windische, das sich nur der Dorff-Zungen und anderer gemeiner Lippen bedient.

So war es kein Wunder, daß im Mittelalter die Deutschen in der ganzen Krain maßgebend waren, ja, in den Städten bis ins 19. Jahrhundert tonangebend blieben. Der windische Kleinbauer ordnete sich willig und oft gelehrig der deutschen Überlegenheit unter. Noch im letzten Jahrhundert strebten die Gewerbeten ähnlich wie die Letten und Esten im Baltikum danach, an der deutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft teilzunehmen und ihre Söhne der österreichisch-deutschen Beamtenlaufbahn zuzuführen. Die Deutschen erleichterten ihnen zum eigenen Schaden dieses Emporkommen.

Einſt hatten ſie ſchon die Geiſtlichen mit windiſchen Gottesdienſtformeln ausgeſtattet, im 16. Jahrhundert unterſtützten ſie den Slawen Primus Truber in ſeiner ſogen. ſloweniſchen Bibelüberſetzung, ließen des Bohariſch ſloweniſche Grammatik auf ihre Koſten drucken und der Deutſche Megiſer verfaßte ein ſloweniſches Wörterbuch. Dieſe Verſuche blieben zwar nach der Gegenreformation 200 Jahre lang ohne Wirkung. Aber in der Aufklärungszeit und nach 1800 konnten ſich unſere Landsleute erſt recht nicht genug darin tun, die windiſche Bildung zu heben und den ſloweniſchen Führern zu helfen. Napoleons I. vorübergehende Gründung der Illyriſchen Provinzen (1809—14) erweckte den „Zlhrismus“, das Streben nach einer Gemeinſchaft der Südslawen, und das von Deutſchen geförderte Beſtreben, eine ſloweniſche Schriftſprache zu ſchaffen. Die wirklichen Anfänge eines eigenen Schrifttums waren klein und flüchtig. Ein Kartenspiel, ein Kalender u. dgl. im Laibacher Nationalmuſeum aus der Zeit um 1800 ſind die einzigen Zeugniſſe davon. Einige Nachahmungen und Überſetzungen aus dem Deutſchen folgten. Die windiſche Umgangſprache wimmelt heute noch von deutſchen Lehnwörtern und Wendungen, wie plug (Pflug), ſtompl (Stampf), lojtra (Leiter), zeugkamra, ſtala (Stall), gajrak (Hausgang), cigla (Ziegel), turm, vor, ſheifra (Seife), pužati (pußen), was zugleich die Herkunft ihrer Kulturerrungenschaften verrät. Für die Schriftſprache, die ein reines ſloweniſch ſein will, mußte man beim Kroatiſchen und bei anderen ſlawiſchen Sprachen ausgiebig, ja übermäßig Anleihen machen.

Nach dem 1848er Aufſtand und dem „Ausgleich“ von 1868, wo erſt der Name Slowenen für Krainer und Windiſche üblich wurde, begann die Heße der ſlawiſchen Geiſtlichen, Rechtsanwälte und Profefſoren gegen alles Deutſche. Miniſter Graf Taaffe und Landespräſident von Winkler unterſtützten dieſe Bewegung, der Tausende von deutſchen Familiennamen zum Opfer fielen. Ich hörte 1904 im Eiſenbahnzug dort, wie ein Pfarrer das ſlawiſche Heklied gegen Öſterreich „Sej Slovane“ anſtimmte und ſeine mitfahrenden Bauern aneiferte, es mitzuſingen.

Nach dem Weltkrieg wurde in Verkennung der völklichen Gegebenheiten von ein paar Krainern das unmögliche „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“ mitgeſchaffen. Der deutſche Adel, der ſich faſt durchweg völklich gehalten hatte, wurde im Grundbeſitz weitgehend enteignet, die Inhaber des ganz deutſchen Großgewerbes wurden zur Auswanderung gezwungen. Freilich, ein deutſches Bauerntum gab es ſchon kaum mehr außer in der Gottſchee, und das muß nun auch von der 600 Jahre lang behaupteten Scholle weichen. Seit dem 10. Jahrhundert war die Krain geradezu durchdeutſcht. Auch bei den ſlawiſchen Krainer Bauern ſind noch die Sitten und Gebräuche, der Wirtschaftsbetrieb, der Hausbau, die Tracht uſw. deutſch. Vielleicht trug das neben der mangelnden Fühlung mit den Städten und dem Reiche dazu bei, daß die im Land verſtreuten bodenſtändigen deutſchen Bauern allmählich entdeutſcht wurden. Deutſch waren die Bürgergeſchlechter aller Städte bis vor wenigen Jahrzehnten. Aber es gab zu wenig deutſchen Nachſchub aus dem Altreich und namentlich aus der windiſch gewordenen Umgebung. Wie allenthalben im Auslandsdeutſchtum rief das im 19. Jahrhundert entſtandene Großgewerbe nach Arbeitskräften. Dieſe aber kamen nur aus dem ſloweniſchen Hinterland. So hielt die Vermehrung der Deutſchen keineswegs mit der der Slowenen Schritt. Vor dem Weltkrieg ſtanden z. B. in Laibach, wo 1671 ein deutſches Schauſpielhaus und 1702 die 1919 enteignete „Philharmonische Geſellſchaft“, die älteſte unter den Deutſchen Öſterreichs, gegründet worden waren, 6- bis 7000 Deutſche in ſchwach vermehrter Zahl gegen 34000 Slowenen, die ſich aus etwa 2000 Dienſtboten und Angeſtellten ſo verſtärkt hatten.

Noch vor 1860 war wie ſeit tauſend Jahren das Deutſche in der Krain das allgemeine Verständigungsmittel und Deutſch ſprachen als zweite Sprache die Landleute um die Städte und Märkte, ja ſogar viele Gebirgsbewohner. Auch die Krainer Mark, eines der vier Fenster, die ſich unſer Volk unberührt zum Südmeer geöffnet hatte, wurde ein großes Deutſchengrab.

DEUTSCHE GELÄNDENAMEN ZWISCHEN DIEDENHOFEN UND LONGWY

von HEINZ ROSENTHAL

Als Erläuterung zu einer Stadtaufſicht Arels ſchreibt F. Lange den Satz: „Die Kinder werden verwelſcht, aber noch reden die Steine von den Deutſchen“. Sind es nur die Steine, welche von der einſtigen deutſchen Arbeit noch Zeugnis ablegen? Selbſt wenn die Menſchen zu einer anderen Sprache übergegangen ſind, geben außer den ſichtbaren Zeugniſſen der Kulturbauten, den ſpürbaren Überlieferungen der Volkſitte auch die Orts-, Fluß- und Geländenamen Kunde von dem völklich beſtimmten

Charakter einer Landschaft. Der obrigkeitlichen Einwirkung am leichtesten zugänglich sind neben der schulischen Sprachpflege die Ortsnamen, vielfach auch die Familiennamen, am wenigsten jedoch werden von diesem Entnationalisierungsprozeß die Flur- und Geländennamen betroffen; und selbst unter äußerem, fremdem Gewande ist ihr Ursprung zumeist leicht erkennbar. Es müssen schon lange Zeiträume seit dem Beginn der Entfremdung vergangen sein, wenn diese Namen ihren Klang so weit verändert haben, daß man sie nur mit philologisch-kritischen Methoden auf ihren Ursprung zurückführen kann. Kurze Intervalle der Verschiebung der Staatsgrenzen genügen nicht, dieses Namensgut auch nur anzugreifen, wohl aus dem Grunde, weil ihr Gebrauch eine Tradition mehrerer Generationen voraussetzt. Wir wissen ja aus unserer eigenen heimatkundlichen Forschungsarbeit, daß Flur- und Geländennamen eine lange Beständigkeit aufweisen, andererseits kennen wir den häufig schnellen Wechsel solcher Bezeichnungen, die mit Personennamen verbunden sind und die Inhaber von Äckern, Wiesen und Waldstücken angehen. Doch auch hier halten sich die Namen häufig recht lange. An der Sprachgrenze treten dann Veränderungen des Namensbestandes in erster Linie durch den Wechsel der politischen Grenze auf, welcher eine wechselnde kulturpropagandistische Richtung nach sich zieht. So sind vor allem die mit Ortsnamen verbundenen Geländennamen Änderungen unterworfen, wenn auch der Ortsname ein anderes äußeres Gewand erhält. Mit dieser Erscheinung muß man vor allem rechnen, will man die Verhältnisse des Namensbestandes einer Landschaft an der Sprachgrenze betrachten.

Nicht nur aus übertriebener Objektivität, und damit politisch völlig ungerechtfertigt, sondern aus Gründen des Zufalls, welcher dem Verfasser das Quellenmaterial in die Hände spielte, werden der vorliegenden Betrachtung vier Blätter der französischen Generallandskarte zugrunde gelegt. Es sind dies die Blätter Longwy, Gorch, Audun-le-Roman und Longuyon der Carte de France au 50000e. Sie sind zuletzt revidiert in den Jahren 1926—32 und 1932 veröffentlicht worden, stellen also ein Kartenmaterial dar, welches, im Hinblick auf unseren Zweck, einen relativ neuen Stand des Namensgebrauchs anzeigt. Herausgeber ist der Service Géographique de l'Armée.

Die geographischen Koordinaten des dargestellten Geländeauschnittes sind $5^{\circ} 23' 49''$ — $6^{\circ} 7' 2''$ ö. L. und $49^{\circ} 19' 12''$ — $49^{\circ} 40' 48''$ n. Br. Die Ostseite ist gekennzeichnet durch die Berührung der Orte Luxemburg-Hollerich und Flöringen südöstlich von Diedenhofen, die Westseite geht bis dicht östlich Montmédy, nördlich sind Arel und südlich Flöringen an der Fentsch Richtungspunkte. Die Kartenblätter umfassen also Teile der ehemaligen französischen Departements Meurthe et Moselle und Meuse, den Nordwestteil Dt.-Lothringens, Südwestluxemburg und den Südtteil der belgischen Provinz Luxemburg. Das Blatt Audun-le-Roman wird im nordöstlichen Teil von der luxemburgisch-französischen Grenze durchzogen und von der alten lothringisch-französischen Grenze von 1871 halbiert; das Blatt Longwy berührt nur im südwestlichen Teil französisches Gebiet, die Osthälfte ist luxemburgisch, die Westhälfte belgisch; Blatt Gorch ist größtenteils belgischer Boden, nur im Süden und Südwesten greift Frankreich über, während Blatt Longuyon nur im Norden einen kleinen Zipfel belgischen Gebietes enthält, sonst ist es französisch. Der Kartenausschnitt zeigt also das Zusammentreffen der französisch-belgisch-luxemburgischen Grenze bei Longwy, das genau in der Mitte liegt und gibt auf Blatt Audun-le-Roman den Nordteil des lothringischen Minettegebietes an. Da das luxemburgische Gebiet hinsichtlich des Verlaufes der Sprachgrenze keinem Zweifel unterworfen ist, scheiden wir es hier aus; das deutsche Sprachgebiet um Arel, das von P. Langhans bereits eingehend kartographisch dargestellt wurde, stellen wir zurück und wenden uns dem auf den genannten Karten dargestellten einstigen französischen Staatsgebiet zu.

In der Umgebung Longwys verzeichnet die Karte nur noch einen Namen, dem man die deutsche Herkunft ansieht, den Bois du Alop. Dagegen zeigen Ortsnamen selbst die Französisierung. Longwy hieß einst Longich, dem Namen Herferange sieht man den Ursprung aus Herfingen an, das zwar schon um 1840 als französisch galt, aber doch noch einen Teil deutschsprachiger Einwohner besaß. Mit diesen beiden Orten kamen St. Martinsberg (Mont St. Martin) und Sonne (Saulnes) als Bestandteile der Grafschaft Longwy 1659 an Frankreich und sind somit am längsten der Französisierung ausgesetzt gewesen. Es ist daher kein Wunder, wenn hier nicht mehr deutsche Geländennamen erhalten sind.

Südwestlich Longwys liegen die Orte Godbringen und Hussigny. Vor hundert Jahren galten zwar beide schon als französisch, Hussigny jedoch als gemischtsprachig. Südlich davon bei Tiercelet gibt es einen Bois de Maleche und einen Bois le Habe; östlich zwischen Tiercelet, Thil, Micheville-Billerupt und Cantebonne liegt der Bois de Lautrebesch. In der Gemeinde Thil liegt der Ortsteil Tutange, der sicherlich auf ein Tutingen zurückgeht und 1869 ebenso wie das in der Gemeinde Billerupt liegende Kantelborne, dies ist der deutsche Name für Cantebonne, noch als deutschbesiedelt überliefert ist. Alle bisher genannten Orte und Wälder liegen westlich der Reichsgrenze von 1871, haben also die Entwicklung der zwischen 1871 und 1918 amtlich geförderten Betonung deutschen Namensgutes nicht

mitgemacht. Sie lehnen sich alle an das Gebiet des ehemaligen Großherzogtums Luxemburg an, gehörten jedoch nie dazu, sondern waren Bestandteile des Herzogtums Bar, kamen also 1777 bzw. 1766 offiziell an Frankreich. Aber nicht nur im unmittelbaren Anschluß an das deutsche Sprachgebiet Luxemburgs finden wir Reste deutscher Namengebung, sondern auch südlich davon. Ich meine hier die ursprünglich deutschen Namen in dem ebenfalls auch 1871 westlich der Reichsgrenze verbliebenen Teile Deutsch-Lothringens. Da gibt es zwischen Morfontaine und Baslieux den Bois de Buchenau, östlich von Morfontaine den Wald Le Hole; südlich der Crusnes bei Zoppécourt liegt der Bois les Hayes und östlich davon bei Merch-le-Haut ebenfalls den Bois des Hayes, denen doch wohl das deutsche Wort Hag, Hain zugrunde liegt. Dies sind die Namen der auf der französischen Seite vorkommenden deutschen Geländestücke, deren Deutschheit selbst durch eine so lange geschichtliche Entwicklung nicht gänzlich verdeckt werden konnte. Betrachten wir nun den östlich der Reichsgrenze von 1871 gelegenen Teil des Kartenblattes Audun-le-Roman. Da gibt es nur einen Ortsnamen, für den kein deutscher Beleg nachzuweisen ist, das ist das hart an der Grenze gelegene Bassompierre. Der Reichsgrenze von 1871 wurde im allgemeinen die Wasserscheide und damit auch die Sprachgrenze zugrunde gelegt. So ist es denn kein Wunder, daß der auch auf der gegenwärtigen französischen Karte verzeichnete Bestand an deutschen Namen viel reicher ist als der über die Lebensdauer des ehemaligen Reichslandes Lothringen hinaus noch bei Frankreich verbliebene Teil des lothringischen Landes. Die 1919 einsetzende abermalige Franzöfizierung der Ortsnamen hat aber vor einigen halt machen müssen, z. B. Hirsz, Walert, Neuling, Mondkeil, Bogenbühl, Scharren, Bouch, Bure, Ranfen, Marspich, Ronacker. Dem Ortsnamen Audun-le-Tiche steht die Namensromanisierung nach 1919 noch genau so hilflos gegenüber wie die vor 1871, denn die Franzosen bezeichnen es dadurch selbst als das „dietsche“ Oth (oder Altheim) wie z. B. die Belgier in dem Kreise Arel Deutsch-Meißch als Meix-le-Tige ansprechen.

Die Geländennamen zeigen auch hier das Bild eines gemischtsprachigen Gebietes. Das ist auch gar nicht verwunderlich, denn um unberührt von dem Vordringen französischen Volkstodens zu bleiben, dazu hat es zu lange den französischen amtlichen Einflüssen offengestanden und die Förderung einer Ostwanderung durch die Entwicklung des Bergbaus in dem Minettegebiet erfahren. So erklärt es sich jedenfalls, wenn unzweifelhaft französischer Sprachgebrauch vorliegt bei Waldnamen wie la Pierreuse, Petit Bois, Bois des Quatres Seigneurs, Sur la Bruyère u. a. Dennoch ist des deutschen Namensgutes genug, um einen Einblick zu geben in den überwiegend volksdeutschen Ursprung der dortigen Bevölkerung. Von der Betrachtung auscheiden müssen Namen wie Bois d'Ottange = Ottinger Wald, denn ihr Gebrauch auf einer französischen Generalstabkarte kann als erleichterndes Hilfsmittel für den französischen Soldaten gedacht sein und braucht nicht den wirklichen örtlichen Gebrauch durch die Bevölkerung wiederzugeben. Als sinnfällig deutsch finden wir zwischen Deutsch-Oth und Ottingen den Gaisgrund, den Wesbusch, den Fond de Kahler; bei Mondkeil den Wald Mittel und zwischen Mondkeil und Ottingen den Schmettebusch. Zwischen Volmeringen, Ranfen und der luxemburgischen Grenze liegen der Meß, der Hetschenberg, der Kudertberg, der Kundebusch und der Langenberg. Zwischen den beiden genannten Orten und Escheringen und Entringen finden wir den Spitz, den Welschgrund, den Cappelberg, den Schlapperberg, den Hutberg, den Jenfen und den Staufenberg, sowie die Kirche von Reiburg. Von hier bis zur Fentsch am Südrand des Blattes stehen die Namen der Petersberg, der Schack, der Babert, die Hard und bei Ronacker (früher Krummacker) offenbar ein Schießstand, der auf der Karte einfach als „Stand“ bezeichnet ist. Wenden wir uns wieder nach Westen gegen die Reichsgrenze von 1871, so finden wir in dem Gebiet zwischen Aumez und Fentsch (Fontoy) den Bois de Hecqueholz, den Raidebusch, den Bois de Havel, den Langherder; vielleicht geht auch der südlich von Fentsch gelegene Bois de la Hutie auf eine deutsche Bezeichnung zurück. Der Ortsname Fontoy ist ganz offensichtlich aus dem Flußnamen „Fentsch“ abgeleitet und dementsprechend auch zur Zeit der deutschen Verwaltung als Fentsch bezeichnet worden, obwohl er historisch nicht in der deutschen Form belegt zu sein scheint. Immerhin zeigt dieses Beispiel, daß die Franzosen genug getan zu haben glaubten, wenn sie die Ortsnamen romanisierten, um das Land als französisch erscheinen zu lassen. Aber das sonstige Namensgut, welches man vernachlässigte, hat die Entnationalisierungsbestrebungen überdauert und ist ein lebendiger Beweis für den wirklichen Charakter der Landschaft. Gerade an diesem Beispiel kann man diese Grenzlanderscheinung beobachten. Vollständige Namensänderung haben sich die Orte Ruzweiler und Arsweiler gefallen lassen müssen, aus denen Rochonvillers und Angevillers geworden sind, so wie aus Schremingen Sérémange geworden ist.

Auch das gehört zu den an Hand der Karte anzustellenden Beobachtungen, daß mit der durch die Mitte des Kartenblattes verlaufenden Wasserscheide die Verbreitung der -ingen(-ange)Orte zusammenfällt. Bis auf die im Norden des hier behandelten Gebietes gelegenen Orte Godbringen und Herferingen, fällt demnach die Reichsgrenze von 1871 mit der Westgrenze der -ingen-Orte zusammen.

Setzt man die Verbreitung deutschen Namensgutes als Beweis für die einstige Reichweite deutschen Volksbodens in Beziehung zu der Ausdehnung des Minettegebietes nach Westen, so zeigt sich, daß zwischen Morfontaine und Baslieux mit dem genannten Bois de Buchenaux die westliche Bauwürdigkeitsgrenze der Minette erreicht wird und in dem übrigen, vor allem nördlichen Teile zwischen Deutsch-Dth und Longwy, der sich durch eine Häufung deutscher Namen auszeichnet, Frankreich auch nach 1871 ein Stück alten deutschen Volksbodens behalten hat, das durch seinen Erzeichtum ausgezeichnet ist. Heute ist das Schicksal der Gruben- und Zechennamen von Interesse. Nördlich Bollmeringen finden wir die Mine du Langenberg, Mine Kramer und Mine de Brandenburg; der St.-Pauls-Schacht nordöstlich von Ottingen ist nicht mehr verzeichnet, ebenso fehlt die Eisengrube südlich von Deutsch-Dth. Die Amalienzeche ist zur Mine Amelie geworden; die Grube Reichsland bei Bollingen wird nur als Mine bezeichnet; der Kaiser-Wilhelm-Schacht bei Treßingen ist nur noch als Steinbruch angegeben. Aus dem Schacht Ötringen ist die Mine de Kochowillers geworden, südlich davon ist die Mine Witten II eingerichtet, während der etwas südlicher gelegene Schacht Witten zur Mine Witten I geworden ist. Aus den Schächten Wilhelm und Moltke zwischen Algringen und Arsweiler sind die Mine d'Angewillers und Mine Ste. Barbe geworden, wogegen der Burbachschacht bei Algringen seinen Namen beibehalten hat. Der Schacht Friede bei Milbingen ist übersetzt in Mine la Paix, ebenso die Zentscher Hütte in Mine de Fontoy. Der südlich von Zentsch gelegene Schacht Carl Lueg ist umbenannt worden in Mine du Haut Point.

Der Französisierung ist nun ein Ende gesetzt worden. Die Schächte sind in deutsche Verwaltung gekommen und deutschen Bergwerksunternehmen zugeteilt worden. Damit werden auch die Namen wieder deutsch. Wie steht es mit den Orts- und Geländennamen? Der vorliegende Aufsatz hat ein Stück der Sprachgrenze zum Gegenstand und deshalb war es das Bemühen, den typischen Erscheinungen an der Sprachgrenze nachzugehen. Überlegt man, daß das zugrunde gelegte Quellenmaterial französischen Ursprungs ist, so ist man doch erstaunt, daß aller französischer Chauvinismus nicht vermocht hat, deutschen Sprachgebrauch in der Landschaft vollständig zu verdrängen. Selbst die französische Karte muß die Rücksicht auf die Ausdrucksweise der Landeseinwohner nehmen, wenn sie in der Hand des Soldaten ein brauchbares Instrument sein soll.

LITERATUR

1. Lange, F.: Grenzen zwischen Deutschen und Deutschen. München 1933.
2. Böckh, R.: Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten. Berlin 1869.
3. Langhans, P.: Das deutsche Sprachgebiet in Belgisch-Luxemburg, der westliche Ausläufer des mittel-deutschen Sprachbodens. (Peterm. Mitt. 1916.)
4. Krusch, P.: Der Anteil Frankreichs am Minettegebiet der Lothringischen Hochebene und seine wirtschaftliche Bedeutung. (Peterm. Mitt. 1917.)

EIN BESUCH IN DEN SCHWEDISCHEN SCHÄREN ¹⁾

von ERNST KRENN

(Mit 4 Abbildungen, s. Tafel 32 u. 1 Textfzisse)

Anfang Juli. Die Kirschbäume, welche den Zugang zum Domministergård ²⁾ der Pfarre Vostahammar einsäumen, standen voll roter Früchte. Im Garten blühte und duftete es, die Vögel sangen und die Sehnsucht nach der Meeresfahrt webte im Herzen. —

Es mochte etwa gegen vier Uhr früh sein, als wir durch den nahen Wald dem Meere zuschritten. Helle umflutete uns, wie es ja in den nordischen Mittsommernächten und kurz nachher gar nicht anders zu erwarten war. Vorbei an der Pfarrkirche und wir erreichten die kleine Hafenanlage, wo schon der kleine Dampfer auf uns wartete. Nach und nach erschienen die alten Herren mit Frauen und Töchtern sowie einige Studenten. Nach der herzlichen Begrüßung nahmen wir Platz: die alten Herren mit ihren Damen im kleinen Salon des Dampfers, wir — die Jugend — lagen auf Deck ausgestreckt und plauderten, junge frohe Burschen mit jungen frohen Mädchen.

Ein Pfiff und der Dampfer trug uns hinaus aus dem natürlichen Hafen Vostahammar ³⁾, zwischen einer Felspalte hindurch. Links von uns lag das von Stockholmern gerne besuchte Seebad Källvik ⁴⁾,

¹⁾ An der Ostküste Schwedens gibt es ein paar Millionen kleiner Inseln und Holme, die den Namen Schären führen.

²⁾ Haus des Unterpfarrers.

³⁾ Ein runder, nur durch eine Felspalte zugänglicher Hafen, Bjevasen genannt.

⁴⁾ Eine Sommerfrische, wie überhaupt der ganze Schärenhof, besonders in der Umgebung von Stockholm: so Skurusund und Saltjöbaden.

rechts ein Meer von Eilanden von einigen Metern bis einige Kilometer Länge. Kaum konnte man sich auf der Seekarte mit den vielen Meerestiefen- und Buchtenlinien zurechtfinden. Doch unser Dampfer arbeitete sich schnell vorwärts und während wir plauderten, fiel mir ein Stücklein glühenden Holzes aus seinem Schloße auf den Kopf, daß ich nicht wußte, was los war. Rasch war der Übelstand behoben. Rechts lag die große Insel Hasselö mit ihren herrlichen Felsen und Bäumen. Die ganze Pracht des Schärenhofes⁵⁾ nahm uns in ihren Bann: die ganz kleinen unbewaldeten, von der Brandung glatt geschliffenen Felsenholme, die etwas größeren, welche nur von einigen Nadelbäumen und Gras bewachsen waren und um sich einen Kranz von glattem Brandungsfelsen hatten und endlich die ganz großen mit den netten, reinlichen roten Häuschen, mit kleinen Feldern und Wiesen, mit Wäldern und Buchten. Und mitten in die Unendlichkeit der Inselzahl schien die Morgen Sonne mit ihrer goldenen Pracht hinein, fürwahr ein Tag, um froh zu sein! —

Unser Fahrzeug nimmt Kurs nach Nordost, umsegelt die zwei kleinen östlichen Festlandhalbinseln, fährt zwischen vielen kleinen Holmen hindurch, schlängelt sich nach Norden und erreicht endlich vormittags die nördlichste Insel der Pfarre Loftahammar⁶⁾ und legt an dieser an. Es ist Värskär, die Wetterinsel, kaum einen Kilometer im Geviert groß. Die Bewohner, vor ihnen der Kirchenwater, kommen uns entgegen. Es dauert nicht lange, sind wir alle an Land. Und nun beginnt ein fröhliches Treiben. Im Freien ist ein Tisch mit ein paar Bänken errichtet. Und auf dem Tische brodelt heißer Kaffee, das Nationalgetränk⁷⁾ der Schweden. Wiener Brote⁸⁾ und anderes Naschwerk liegen bereit und wir werden zum Essen eingeladen. Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, was übrigens nach schwedischen Begriffen zumindest unhöflich wäre, und langen zu. Jeder füllt sich die Tasse mit schwarzem Kaffee, gießt Sahne nach, nimmt Zucker und ein paar Wiener Brote und trägt das Genommene auf einer Tasse fort, um sich irgendwo niederzulassen, sei es auf einer Bank oder auf dem Rasen bzw. einem glatten Stein.

Letzteres tun wir und genießen, hungrig von der klaren frischen Seeluft, das Gebotene unter Geplauder. Nachher marschieren wir mit den Inselbewohnern durch das ziemlich kahle Eiland, vorbei an riesigen Felsblöcken, zwischen denen sich zartes Grün hindurchdrängt. Gras und Büsche, ein paar kleinere Bäume und Blumen sowie am Ufer Tang mögen so ziemlich die ganze uns ins Auge fallende Vegetation der Insel sein. Und dennoch sind die Bewohner glücklich auf armem Grund und Boden! Wir nähern uns dem Friedhof, der mit kleinen Kreuzen und Steinen vom Andenken an die teuren Toten erzählt. Hier ruhen die Leiber der Vorfahren der 15—16 Fischerfamilien, welche heute noch das gleiche schwere Los teilen wie ihre Ahnen, bis sie einst selbst aus ihren niedlichen kleinen eigentümlich roten, aber reinlichen Häuschen hierher getragen werden. Einen Augenblick bleiben wir stehen und gedenken der dahingegangenen Brüder und Schwestern⁹⁾.

Noch ein Blick zurück, dann einer über die mit Eilanden übersäte See und wir nahen uns der Kirche, Kapelle wäre richtiger. Ein alter ziegelgedeckter, doch reinlicher Holzbau (Abb. 1), ohne Turm, steht vor uns. Die ganze Inneneinrichtung stimmt harmonisch zu dem Äußeren; denn nichts wäre verfehlter, als in einem solchen armen Bethaus etwa eine reiche Ausstattung zu erwarten. Durch den kleinen Vorbau treten wir in die Kapelle ein. Die verhältnismäßig große Halle wird an beiden Seiten von Bänken eingenommen. Zwei Holzsäulen in der Mitte stützen das Dach. Borne ist der Predigtstuhl in Form eines größeren Kultes. Über dem Fenster ist die Kreuzigungsszene in einer Umrißzeichnung festgehalten. Alle Wände des Bethauses sind mit Umrißzeichnungen bedeckt, die entweder Bilder aus der Bibel oder aus dem Fischerleben betreffen; auch Inschriften finden sich hier vor (Abb. 2).

Ein fröhlicher Nachmittag unter den schlichten Leuten brachte uns und diesen „Einsiedlern“ große Freude. Im Scheine der abendlichen Sonne kehrten wir — wieder auf Deck liegend und plaudernd — in den Hafen Vestervik¹⁰⁾ zurück, wo die meisten Abschied nahmen. Noch ein Besuch in der großen Kirche sowie bei den Hafenanlagen, und das Dampfboot fährt durch den Gräntsfö-Kanal, wo eine Drehbrücke geöffnet wird, damit unser Boot¹¹⁾ gegen Norden kann. Im Salon war es still geworden, waren doch die meisten Reisegenossen ausgestiegen, und auch bei uns auf Deck trat allmählich jene Stimmung ein, die man „Abschiednehmen“ nennen könnte.

⁵⁾ Skärgård.

⁶⁾ Diese hat eine nord-südliche Ausdehnung von etwa 20 und eine Ost-West-Ausdehnung von etwa 15 km und besteht nur aus Halbinseln und Inseln.

⁷⁾ Starker Kaffee wird in Schweden viel getrunken.

⁸⁾ „Wienerbröd“, eine Art zuckerbestreuten weißen Gebäckes.

⁹⁾ Manche waren auf dem Meere zugrunde gegangen, ertrunken.

¹⁰⁾ Vestervik mit etwa 10000 Einwohnern; von hier fahren die Gotlanddampfer mit vier Stunden Überfahrtdauer nach Visby.

¹¹⁾ Die schwedische Bezeichnung „båt“ = kleiner Dampfer.

Dann: Einfahrt in Loftahammar's Hafen. Ein Händedruck und ein Tag war ausgestrichen im Buche des Lebens. Lange noch leuchtet seine Erinnerung vorwärts bis in die fernste Zukunft als ein Erleben. —

Schon sehr zeitig, um vier Uhr früh, des nächsten Tages, man schrieb den 8. Juli, holte die Pfarrersfamilie und mich ein Fischer mit seinem Motorboot ab. In diesem Sechzehnjäger ging es gegen Südwest aus dem Hafen; dann vorbei an zahlreichen Holmen, schlängelte sich das Boot gegen Nordost und legte in Stådscholmen¹²⁾ an. Freundlich empfingen uns die Fischer und geleiteten uns in ihr gastliches Heim, wo wir bei Knäckebrod und Kaffee den Tag begannen.

Muntere Berichte der Fischer erfreuten uns. Fischfang und Seefahrt standen selbstredend im Vordergrund. Aber auch der traurigen Seite des einsamen Lebens wurde gedacht. So erzählte einer von den Fährnissen des Wasserlebens. Ich erinnere mich noch sehr gut an folgende Erzählung: „Im Winter ist die Ostsee zeitweise in den Schären zugefroren und doch sind nicht alle Eisstellen gleich dick. Einmal ereignete es sich, daß die paar Kinder, welche schulpflichtig waren, zum Festland gingen, um die Schule zu besuchen. Sie waren schon ziemlich weit gekommen, als plötzlich die Eisdecke erzitterte und an einer Stelle einbrach. Ein kleiner Junge wurde das Opfer. Trotz der sofort angestellten Nachforschungen, konnte er erst im Frühjahr als Leiche geborgen werden. — Seit dieser Zeit bringen wir unsere Kinder den Winter über im Schulorte unter oder wir unterrichten sie selbst daheim.“

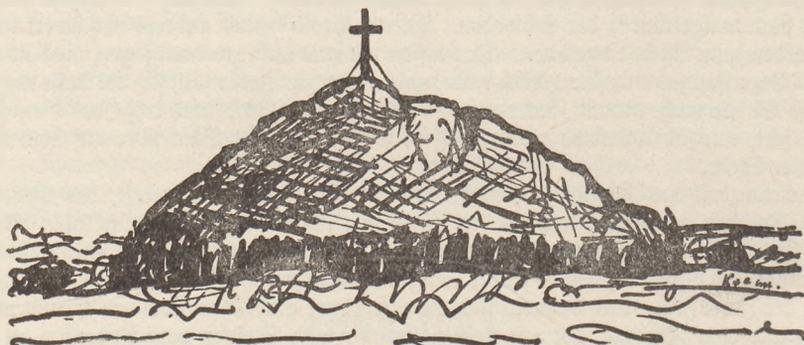


Abb. 5. Das Kreuz auf „Ternkullen“

Nach einer Weile besuchten wir die kleine natürliche Hafenanlage, die ein Ebenbild der von Loftahammar ist. Ein rundes Becken, nur durch einen kleinen Kanal zufahrbar, schützt die Boote der Fischer (Abb. 3). Um den Hafen stehen mehrere kleine Holzhäuschen mit Ausrüstungsgegenständen zum Fischfang: Boote, Rudern, Stricken und Schnüren usw. Ein paar Bäume und Gras umsäumen die Anlage. Doch wir schreiten über einen kalten Felsenabhang zur Lotsenstation empor. Ein kleines Sechseckhäuschen, das an jeder Seite ein Fenster hat, ist mit allen möglichen Instrumenten der Schifffahrt, z. B. guten Fernrohren, ausgerüstet. Von hier aus beobachten die Lotsen die Wasserstraßen gegen Norden und Süden zu, ob ein Schiff am Horizont erscheint. Zeigt sich ein solches, so fährt ihm einer der diensthabenden Lotsen mit dem Motorboot entgegen, besteigt es, während es der Lotse des vorherigen Bezirkes verläßt, und führt es sicher zwischen den Holmen und Unterseeclippen hindurch. Durch diese Einrichtung ist es möglich, daß die Schiffe nie Schaden erleiden und an keine Klippe anfahren. Das kenntnisreiche und wachsame Auge des Lotsen führt das Steuer mit sicherer Hand durch den Schärenhof seines Gebietes hindurch. Übrigens ist neben dem Lotsenhäuschen noch ein hölzerner Aussichtsturm errichtet, der gute Dienste leistet. Ohne Lotsen wäre der Schärenhof von größeren Schiffen überhaupt nicht befahrbar.

Doch nehmen wir Abschied, denn nach dem Mittagessen warten unser zwei große Freuden: ein Bad in den Klippen und eine Fahrt ins offene Meer. Bei unseren Fischersfreunden nahmen wir das köstliche Mahl, das vornehmlich aus Fischen bestand, ein. Hierauf hatten der Pfarrer und der Fischer eine geschäftliche Unterredung; auf dem Giland, und im besonderen auf dem Grunde unseres Gastgeber's, wächst wenig Gras, darum kaufte er Heu beim Pfarrer, das er am nächsten Tag mit dem Motorboot abholte. Kurz nachher eilten wir beide zu den letzten Klippen des Gilandes gegen Osten (Abb. 4); dort ragen nur mehr vom Wasser abgerundete Steine, zwischen denen bereits die salzige Flut eindringt, hervor. Dort entledigten wir uns der Kleider und schritten in die leicht abfallende See. Hei, wie frisch umspülten die köstlichen Wellen unsere Körper, wie schön war es dort, in der Sonne zu liegen, die Füße,

¹²⁾ Etwa 2 km Nord—Süd- und 1/2 km West—Ost-Ausdehnung.

den halben Körper vom Wasser bedeckt. Nur zu rasch wurde unserem Vergnügen ein Ende bereitet, galt es doch, eine längere Fahrt zu unternehmen.

Der Fischer und seine kleineren Kinder, alles blauäugige Schärenbewohner germanischen Stammes, und wir bildeten die Besatzung des Motorbootes, das langsam zwischen den Rändern der Hafeneinfahrt in den Schärengarten hinausglitt. Weiter westwärts wurde ein deutscher Frachtdampfer mit der schwarz-weiß-roten Flagge sichtbar. Auf meinen Wunsch fuhren wir zunächst auf diesen zu und begrüßten die Besatzung. Damals dachte ich nicht, daß ich in ein paar Tagen dieselbe Route, aber gegen Norden, nehmen würde, und noch einmal meine lieben Fischerfreunde sehen sollte, welche mit einem Boote einen Passagier zum Stockholmdampfer brachten; letzterer stoppte, ließ eine Strickleiter durch eine Luke herab und mit vereinten Kräften wurde eine Frau „hinaufgeschupft“¹³⁾. Und dann ging's hinaus ins offene Meer, wo vier Fahrstunden östlich die große Insel Gotland liegt. Ich las auf meiner Seekarte die Tiefenlinien: 4, 5, 13, 26, 27, 35 m. Boot oben, Boot unten: haushoch ritten uns die Wogen wie feurige Kasse entgegen; doch der Fischer lenkte mit sicherer Hand das Steuer bald den Berg hinauf und bald in die uns schier begrabenden Wassermassen des Wellentales hinab. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl kam über mich! Endlich bat das kleine Fischer mädchen, umzukehren und der Vater tat es. Vor uns lag wieder der Schärengarten, durch den wir später heimkehren sollten. Nördlich tauchte ein Holm auf mit steilen Felswänden, an dem, nach Aussagen des Steuermannes, nur ein Einheimischer zu landen vermag; auf der Spitze von „Ternkullen“ steht ein mit Drahtseilen festgemachtes Kreuz (Abb. 5) und dieses leuchtet im Glanz der abendlichen Nordlandsonne.

¹³⁾ Als ich von Lofthammar wegfuhr, führte mich erst ein Motorboot etwa 6 km südwärts nach Björkö; dort bestieg ich den Dampfer „Stegsund“, der mich weitere 12 km südwärts nach Bestervik brachte, von wo ich erst mit dem großen Frachtdampfer die 24stündige Fahrt nordwärts gegen Stockholm antrat.

DIE REICHAUSSTELLUNG „SEEFAHRT IST NOT“ DES NSLB. IN KÖLN VOM 16. AUGUST BIS 1. OKTOBER 1941

von FR. KNIERIEM

Im Januarheft des Anzeigers schrieb ich: „Der Reichswalter des NSLB., Gauleiter Fritz Wächtler, und der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Raeder, haben gemeinsam zu dem Wettbewerb „Seefahrt ist not“ aufgerufen. „Unsere Flotte ist aber in erster Linie berufen, nach dem Kriege Deutschlands Macht und seine Verbindungen über alle Weltmeere hin zu schützen“. Mit diesen Worten stellt Fritz Wächtler den Wettbewerb mitten hinein in den erdkundlichen Raum. Und wenn der Großadmiral Raeder u. a. sagt: „Ihr wißt, daß der jetzige Krieg Deutschlands Kampf um Gleichberechtigung unter den Völkern ist und daß der Endsieg dieses gewaltigen Ringens unsere Seegeltung und damit Weltgeltung endgültig sichern soll. Träger dieser beiden Begriffe sind Kriegs- und Handelsmarine“, dann werden wir damit auf die beiden Säulen hingewiesen, mit denen wir uns in unserem Unterricht beschäftigen sollen“¹⁾. In einer unerhört fleißigen und fruchtbringenden Arbeit haben in den Frühjahrsmonaten Schüler- und Lehrerschaft auf allen Sachgebieten, die mit der Seefahrt in naher Beziehung stehen, die Anregungen und Anweisungen aufgegriffen und in sichtbare Arbeit umgewandelt. Da wurde das Schrifttum, insbesondere die Statistik durchmustert, da wurde geplant und gezeichnet, da wurde gehämmert und gebastelt, da wurde gestanzt und gebeizt, da wurde gestrickt und gehandarbeitet. Und das Ergebnis wurde dann in Tausenden von Stücken in allen deutschen Gauen der Öffentlichkeit am Tage der Stagerracktschlacht, am 31. Mai 1941, zugänglich gemacht²⁾, nachdem vorher fast alle Kreise Ausstellungen veranstaltet hatten. Die besten Arbeiten aus den Gauen wurden für die Reichsausstellung in Köln ausgewählt und bereitgestellt.

Die Reichsausstellung in Köln war letzter sichtbarer Ausdruck des Eifers und der Zähigkeit aller Beteiligten, sie war zugleich auch wieder ein bestes Zeichen gemeinsamer Einsatzbereitschaft von Lehrern und Lernenden, einer Einsatzbereitschaft, wie sie nur in der Gemeinschaft des großdeutschen Volkes Adolf Hitlers möglich ist. Darüber hinaus zeigte sie das Bekenntnis der gesamten großdeutschen Schulgemeinschaft zum See- und Weltgeltungsgedanken und weiter, daß diese Schulgemeinschaft von der Volksschule über die Mittelschule und höhere Schule bis zu der Fachschule eine geistige Einheit von be-

¹⁾ Fr. Kneriem: „Seefahrt ist not“ und Erdkundeunterricht. Zu dem Wettbewerb des NS.-Lehrerbundes. Geogr. Anz. 1941, S. 2f.

²⁾ Fr. Kneriem: Mitteilungen des Reichsachbearbeiters für Erdkunde. Geogr. Anz. 1941, S. 266.

sonderer Stärke darstellt. Die deutsche Erzieherchaft aber hat auch durch die Leistungen für diese Ausstellung gezeigt, daß sie ihre erzieherische Aufgabe, die zugleich eine politische ist, für die Gegenwart und Zukunft Großdeutschlands erkannt hat und auch die Kräfte besitzt, sie zu lösen. „Der Besucher der Reichsausstellung“, so schreibt der amtliche Führer durch die Kölner Ausstellung richtig, „wird zweifellos irgendeine Bereicherung mitnehmen“, der Erzieher kann es nur bedauern, daß diese reichhaltige und wertvolle Schau nicht als Wanderschau durch alle Gaue Großdeutschlands geführt werden konnte. Es war eine helle Freude, die Augen der deutschen Jungen und Mädchen, die durch die Ausstellung geführt wurden, leuchten zu sehen. Sie waren mit Herz und Kopf bei der Sache! Es ist schon so: „Die deutsche Jugend ist nicht nur bereit, das große Erbe des Führers anzutreten, sondern ist auch würdig und fähig, das begonnene Werk zu vollenden“.

Die Ausstellung hatte im „Haus der Rheinischen Heimat“ eine würdige Unterkunft gefunden. Die 31 Räume waren wie folgt angeordnet: 1. Georg-Jod-Raum; 2. Einführungsraum für den Seegelungsraum; 3. u. 4. Plafatschau der Meisterschule des deutschen Handwerks; 5. Leistungen der Meisterschulen; 6. Übergangsraum; 7. u. 8. Das Meer; 9. Vom Einbaum zum Dzeanriesen; 10. u. 11. Von der Galeere zum Panzerschiff; 12. Seegelung ist Weltgeltung; 13. Weltgeltung heißt Seegelung; 14. Mannschaftsraum der Kriegsmarine; 15. Handelschiffahrt; 16. Binnenschiffahrt; 17. Reichs- und Kriegsmarine 1919—39; 18. Kriegsschiffe und Waffen des Seekrieges; 19. Laufbahnen der Kriegsmarine; 20. Ehrenraum; 21. U-Boot-Raum; 22. Der Freiheitskampf gegen England; 23. u. 24. Kolonialräume; 25. u. 26. Modellräume; 27. Aus der Geschichte der Seefahrt; 28. Leistungen der Jüngsten — Kund um die Seefahrt; 29. Modellbau-Werkstatt; 30. Leseraum und 31. Bücherei.

Der Raum verbietet es, aus der Fülle des Geschauten nun eine Auswahl zu beschreiben. Aber eins muß noch gesagt werden, allen Anregungen, die beim Ausschreiben des Wettbewerbes gegeben wurden, ist gewissenhaft nachgegangen worden. Keine Seite der vielfältigen erdkundlichen Sparte ist übersehen worden, für alle Fragen, die Erdkundeunterricht und Seefahrt miteinander verbinden, ist mindestens eine Lösung gefunden worden.

Der Besuch der Ausstellung war ein Erlebnis eigener Art! Die Hoffnungen und die Wünsche, mit denen vor Monaten der Wettbewerb begleitet wurde, sind Wirklichkeit geworden, der deutsche Erzieher und der deutsche Junge und das deutsche Mädel haben den Wettbewerb

„Seefahrt ist not“

zu einem überwältigenden Erfolg geführt!

MITTEILUNGEN DES REICHSSACHBEARBEITERS FÜR ERDKUNDE

1. In „Der Norden“, der Zeitschrift der Nordischen Gesellschaft (1941, 8, S. 233f.), wird ein Kriegsbrief Sven Hedins veröffentlicht, den er am 30. Juni 1940 an den finnischen Staatspräsidenten schrieb. Es heißt da u. a.: „Der kriegerische Weg, den Adolf Hitler während des letzten Jahres wandelte, führt zu einem neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der Menschheit. Ein neues und mächtiges Reich ist uns nahe, ein seltsamer Stern leuchtet über seiner Pforte.“ An einer anderen Stelle schreibt Hedin, der immer den festen Glauben an Deutschlands große Aufgabe und Zukunft wahrte: „Mit der Kenntnis, die ich vom Reichskanzler habe, und dem Glauben, den ich in seine große ritterliche und Gerechtigkeit fordernde Gesinnung setze, bin ich überzeugt davon, daß er sich gewachsen fühlt, einen festen und dauernden Weltfrieden zu stiften.“ Aus der Antwort von Svinhufvud, des früheren langjährigen Staatspräsidenten von Finnland, führen wir den Satz an: „Gleich Ihnen, Herr Doktor, bin ich dessen sicher, daß Adolf Hitler und sein Volk nach dem Sieg sein Friedenswerk auf rechtem Grunde aufbauen und Europa für die Zukunft schenken wird.“

2. Es ist streng darauf zu achten, daß die Bezeichnung „Partei“ nur auf die NSDAP. und ihr Schaffen für Großdeutschlands Volk und Staat zu verwenden ist.

3. Die Broschüre „Das Kriegsziel der Weltplutokratie“, dokumentarische Veröffentlichung zu dem Buch des Präsidenten der amerikanischen Friedensgesellschaft Th. U. Kaufmann „Deutschland muß sterben“ („Germany must perish“) von Wolfgang Dieverge, Berlin 1941, Zentralverlag der NSDAP., ist auch im Erdkundeunterricht entsprechend auszuwerten.

3. Der Gau Oberschlesien ist in einem völligen Neuaufbau begriffen, und zwar mit dem Ziel „Vom Grenzland zum Kernland“. Zum ersten Male ist dieses seit altersher germanische Stammesgebiet restlos ein Teil Großdeutschlands, eine Tatsache, auf die im Unterricht immer wieder grund-

legend hingewiesen werden muß. Hier ist auch zu betonen, daß die tatkräftige Aufbauarbeit seit 1939 die ersten Grundlagen dafür geschaffen hat, daß aus dem alten von wechselvoller Geschichte zerrissenen Grenzland Oberschlesien ein deutsches Kernland entsteht. Die unklaren und falschen Vorstellungen über Oberschlesien können durch einen guten Unterricht wirksam gewandelt werden. Die politisch-geographische Bedeutung dieses alten deutschen Landes, seine Kultur, seine großen landschaftlichen Schönheiten — ich erinnere nur an Bielitz mit seiner Textilwirtschaft, Teppichweberei als Ausgangspunkt für Fahrten und Wanderungen in die schönen Beskiden — und nicht zuletzt seine bedeutende Wirtschaft, sind besonders zu betonen. Dabei soll immer Oberschlesien in dem Gesamtrahmen des Großdeutschen Reiches betrachtet werden und die Leistungen des alten Grenzlandes für das Reich besonders hervorgehoben werden (siehe auch „Mitt. d. Reichsfachbearbeiters f. Erdk.“, Geogr. Anz. 1941, S. 384, Punkt 5). Unterrichtliche Auswertung von Abstimmungszahlen sind überflüssig! Im Zusammenhang mit dem soeben Gesagten sei auf die Neugründung eines Instituts für ober-schlesische Landesforschung mit einem Landesamt für Vorgeschichte in Ratibor, einem für Volkskunde in Beuthen und einem für Heimatkunde in Oppeln hingewiesen. Geplant ist ein Landesamt für Heimatgeschichte in Teschen und ein solches für Rassen-, Sippen- und Bevölkerungsfragen in Sosnowitz. Das Institut für Landesforschung mit dem Sitz in Kattowitz ist in dem Gau ohne Universität von besonderer Bedeutung und soll sowohl für größere aktuelle Forschungen als auch für einheitliche Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse dienen.

4. Die zurückeroberten Gebiete Bessarabiens und der Nordbukowina sind nicht nur für die rumänische Wirtschaft von größter Bedeutung, sondern auch für das übrige Europa, weil die landwirtschaftlichen Erträge Bessarabiens wesentlich für die Ausfuhrüberschüsse Rumäniens sind. Rumänien paßt seine landwirtschaftliche Planung mit größter Intensität den Bedürfnissen des neugeordneten Europas an. Deshalb ist die Aufbauarbeit in diesen Gebieten besonders wichtig. Bessarabien und die Nordbukowina sind zwei landwirtschaftlich wertvolle Gebiete Europas. In Bessarabien sind nur 5 vH des Bodens bewaldet und 2 vH Ödland! Industriepflanzenanbau in Bessarabien (Sojabohnen) und Bedeutung des Landes für rumänische Viehwirtschaft (Karakulschaf- und Pferde-zucht).

5. Ich weise auf das Werk Reiß-Pintschovius: Zivilisationschäden am Menschen, F. F. Schmanns Verlag, München und Berlin 1940, hin, das weitere Schrifttumsnachweise enthält. Bei der Auswertung ist zu beachten, daß im Gegensatz zur Kultur, die rassistisch bedingt ist, die Zivilisation nicht rassistisch bedingt ist, daß aber in der produktiven Handhabung der Zivilisation rassistisch bedeutungsvolle Unterschiede erkennbar sind. Zivilisation muß mit der Kultur Hand in Hand gehen und der Gemeinschaft dienen. Zivilisation ist deshalb für uns nicht nur eine Quelle privater Bequemlichkeit, noch weniger eine besondere Kulturstufe (Spengler). In der Erdkunde sind besonders Machtzentren als Schöpfungen zivilisatorischer und kultureller Arbeit zu betrachten oder die rassistischen Unterschiede bei Zivilisationserscheinungen oder das Wohnhaus als schöpferische Kulturleistung und Wandlung durch zivilisatorische Errungenschaften u. a., z. B. Hygiene der Städte, Verbesserung des Großstadtklimas.

6. Bei der kommenden Neuordnung der staatlichen und völkischen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel spielt auch die Leistung der deutschen Siedler in Südosteuropa und der Einbau der deutschen Volksgruppen eine bedeutende Rolle. Deshalb ist im Unterricht die Arbeit dieser deutschen Siedler besonders herauszustellen mit dem Ziel, daß freie Entfaltung der Volksgruppenleistung und Ansehen des Staatsvolkes fördert. Die deutsche Mitarbeit am Aufbau der Balkanvölker ist entscheidend und unentbehrlich. Dabei ist zu beachten, daß die deutsche Schule der stärkste Pfeiler des Deutschtums im Südosten ist. Schrifttum: Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Breslau, Bd. I u. III; R. Czaki, Deutscher Wegweiser, Berlin 1932; Fr. Thierfelder, Schicksalsstunden des Balkans, Wien 1941; Fr. Thierfelder, Der Balkan im neuen Europa, Berlin 1941; Fr. Baljavec, Der deutsche Kultureinfluß im Nahen Osten, München 1940; U. Jorga, Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur, Hermannstadt 1929. Ein Satz aus dem letzten Werk! „Die obere Kultur mit sich bringen, das städtische Wesen auf beide Seiten der Karpathen zu pflanzen, das Leben ganz Siebenbürgens in feste Formen und endgültig zu bannen, den Westen mit dem Osten bis zur Donau und den entfernten ‚tartarischen‘, griechischen und türkischen Ländern durch Handelsbeziehungen zu verbinden, abendländische, befruchtende Einflüsse auf die morgenländisch gefärbte älteste Kultur der Rumänen zu üben, den Sieg der nationalen Sprache der Rumänen über die mittelalterliche Kulturform des Slawischen zu fördern, das bilden Rechte und Verdienste der Siebenbürger Sachsen für die allgemeine Kultur und für jene der Rumänen besonders, die wir nicht genug anerkennen und schätzen können.“ Die Wichtigkeit der zukunftsweisenden Aufgabe verbietet es, auf die vielfachen Minderheitskonflikte der Vergangenheit und Gegenwart einzugehen, ebenso gehen uns Fragen der

Umgebung, Probleme der staatlichen Grenzziehung und auch die weltanschaulichen Auseinandersetzungen innerhalb der Volksgruppen nichts an.

7. Die deutschstämmigen Bewohner der dem Reich wieder eingegliederten Gebiete (z. B. Wartheland, Danzig-Westpreußen u. a.) sind nicht mehr als „Volksdeutsche“ zu bezeichnen, weil sie mit ihrer Einbürgerung wieder Reichsdeutsche geworden sind.

8. Zu dem Aufsatz von Studienassessor Berndt, Lastenausgleich erwünscht (Geogr. Anz. 1941, S. 189ff.) hat „Der Biologe“ in seinem Heft 7/8, Jg. 1941, polemisch Stellung genommen. Zu dieser Äußerung schreibt Berndt: „Daß meine Ausführungen im Geogr. Anzeiger 1941, S. 189, über einen erwünschten Lastenausgleich von Seiten der Biologie nicht unwidersprochen bleiben würden, war vorauszusehen. Die Art der gewählten Berichterstattung aber möchte ich als unritterlich bezeichnen, weil sie die Tatsachen entstellt. Durch willkürliche Kürzungen läßt sich natürlich leicht eine Tendenznachricht erzielen. Erstens einmal habe ich lediglich in Klasse 2 und 5 eine Stunde von der Biologie für die Erdkunde gefordert, da dort das Mißverhältnis des zu bewältigenden Stoffes besonders klar in Erscheinung tritt. Zweitens unterstellt mir der Berichtersteller durch eine völlig entstellende Schlussformulierung die Auffassung, der konfessionelle Religionsunterricht sei von gleichem Wert wie der lebenskundliche Unterricht der Gegenwart. Wer meinen Aufsatz aufmerksam gelesen hat, wird sofort gemerkt haben, daß ich mich nur wegen des heißen Objekts vorsichtig ausgedrückt habe und der Biologie ihre bisherige Stundenzahl liebend gern zubilligen würde, wenn . . . , ja, wenn eben diese andere Ventilierung Tatsache würde. Drittens fällt es mir auch heute noch nicht schwer, der Meinung zu sein, daß die damals von mir erwähnten Fächer, wie Erdkunde, Chemie, Physik u. a. in unserem Zeitalter für die Berufsausbildung einer weitaus größeren Anzahl junger Menschen wichtig sind, als eben gerade die Biologie. Ich habe dafür eine Menge Beispiele angegeben. Diese freilich hat „Der Biologe“ weder angeführt, noch zu bagatellisieren oder durch andere zu „übertrumpfen“ versucht. Daß ich nicht ganz auf dem Holzwege gewesen sein kann, ersehe ich schließlich daraus, daß Herr Dr. Knierriem meine Ausführungen für wert erachtet hat, im „Geogr. Anzeiger“ eine Aussprache anzuregen, und daß sie inzwischen in ihren wesentlichen Punkten die Zustimmung von Berufskameraden gefunden haben (Geogr. Anz. 1941, S. 350/351).“ Soweit Berndt! Ich möchte dazu nur noch bemerken, daß der Aufsatz nicht unter den „Mitteilungen des Reichsfachbearbeiters für Erdkunde“, sondern als selbstständiger Aufsatz unter eigener Verantwortung des Verfassers erschienen ist.

9. Am 25. September 1941 trat in der Kanzlei des Führers in Berlin die „Reichsarbeitsgemeinschaft für Atlantenfragen“ zu ihrer ersten Arbeitstagung zusammen. Nachdem der Oberbereichsleiter, Pg. Hederich, einleitend über die Vorgeschichte, die zur Bildung dieser Reichsarbeitsgemeinschaft geführt hat, berichtet hat, umriß Pg. Prof. Dr. Oswald Muris (Frankfurt a. D.) die Aufgabengebiete, die der Arbeitsgemeinschaft zur Bearbeitung zufielen. In einer ausgedehnten Aussprache, an der sich sämtliche anwesenden Vertreter des Reichserziehungsministeriums, Reichsinnenministeriums, Propagandaministeriums, des Reichsamtes für Landesaufnahme, der Wehrmacht, des Reichsführers SS und Chef der deutschen Polizei und der Reichsfachbearbeiter für Erdkunde beteiligte, wurden der Umfang und die zuerst zu lösenden Aufgaben geklärt und festgelegt. Erfreulich war es, daß einhellig die Ansicht vertreten wurde, daß eine Sofortlösung nicht nur zum Wohle der deutschen Schule diene, sondern zugleich auch ein wichtiges Moment in der deutschen Erwachsenenenergiebildung bilde. Die Reichsarbeitsgemeinschaft hat ihre Aufgabe klar erkannt, wir dürfen erwarten und hoffen, daß ihre Arbeit der deutschen Volksschule — später dann auch den anderen Schularten — in Zusammenarbeit mit den vorzüglichen leistungsfähigen kartographischen Anstalten des Großdeutschen Reiches und der Bearbeiter den besten Anlaß liefert, den überhaupt eine Jugend besitzt. In drei weiteren Sitzungen am 9., 15. und 16. wurde der erste Arbeitsabschnitt zu Ende geführt und die weitere Arbeit zunächst in drei Unterausschüsse (politische Fragen, Sofortgestaltung und Heimatatlanten) verlagert. Mitglieder der Reichsarbeitsgemeinschaft sind: Prof. Dr. Muris, Frankfurt/Ober; Ministerialrat Prof. Pax i. B. von Min.-Rat Thieß, Reichserziehungsministerium; Oberregierungsrat Dr. Krieg, Reichspropagandaministerium; Oberregierungsrat Dr. Meyer i. B. von Min.-Rat Dr. Müller, Reichsamt für Landesaufnahme; Obersturmbannführer Dr. Spengler, Reichsführer SS; Dr. Deist, Oberkommando der Wehrmacht; Oberregierungsrat Dr. Sielow, Oberkommando des Heeres; Regierungsbaurat Heininger, Reichsluftfahrtministerium, Generalstab; Korvettenkapitän Dr. Leshold, Oberkommando der Marine; Dr. Anton, Partei-Kanzlei München; Dr. Kühne, Reichsjugendführung, Fischen/Allgäu; Prof. Dr. Knierriem, NSLB, Reichswaltung; Ministerialrat Dr. Benze, Deutsches Zentralinstitut f. Erz. u. Unterricht; Prof. Dr. Schwalm; Dr. Gmilkowski, Reichsstelle für das Schul- und Unterrichtswesen.

10. Die Deutsche Kartographische Gesellschaft, die schon seit ihrer Gründung mit ihren drei

Forschungsausschüssen (Wissenschaftlicher, Praktischer und Schulkartographischer Ausschuß) sichtbare Arbeit geleistet hat, gibt nun auch neben ihren Mitteilungsheften ein „Jahrbuch der Kartographie“ heraus, dessen redaktionelle Bearbeitung Dr. Edgar Lehmann leitet, während als Mitherausgeber tätig sind: Dr. Joh. Abrecht, Prof. Dr. W. Behrmann, Prof. Dr. R. Finsterwalder, Reg.-Rat Dr. R. Frenzel, Prof. Dr. W. Geisler, Prof. Dr. F. Kneriem, Direktor H.-F. v. Loeschebrand, Ober-Reg.-Rat Dr. Hans H. F. Mager, Ministerialrat Dr. G. Müller, Dr. G. Praesent, Ober-Reg.-Rat Dr. Th. Siewke, Dr. Th. Stöck und Dr. Karl-Heinz Wagner. Die erste Lieferung liegt jetzt vor und enthält folgende Abhandlungen: 1. Das Geländeproblem in der Hochgebirgs-karte 1:25000, I. Teil von Dipl.-Ing. L. Brandstätter, 2. Statische und dynamische Kartographie von W. Behrmann, 3. Neue deutsche Umschrift für afrikanische Namen von G. Sawade, 4. Wie ordnen wir unsere Kartenwerke? von Th. Siewke, 5. Die ältesten Karten Deutschlands bis Gerhard Mercator und ihre Bedeutung für die Gegenwart von A. Herrmann.

11. Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung in Dänemark (5. Dezember 1940). Gesamtbevölkerung: 3844312. Städte: Kopenhagen 700465 (mit Vororten 890130), Aarhus 99881, Hadersleben 16410, Sonderburg 12602, Apenrade 10816. (Aus: W. u. St. 1941, S. 12.)

12. Seit 13. Juli 1941 ist Montenegro eine konstitutionelle Monarchie.

13. Die Stadt Suwalken (früher Suwalki) in Ostpreußen ist in Sudauen umbenannt worden.

14. Die Kreisnamen in den eingegliederten Ostgebieten. Wir teilen im Anschluß an früher (s. Geogr. Anz. 1941, S. 385, Nr. 9) die wichtigsten Namensänderungen mit. a) Provinz und Gau Ostpreußen. Reg.-Bez. Zichenau: Mielau [Mlawa], Scharfenwiese [DStrolenka], Schröttersburg [Plock], Ostenburg [Pulawski]; b) Provinz und Gau Oberschlesien. Reg.-Bez. Oppeln: Loben [Lublini], Warthenau [Zawierze]; Reg.-Bez. Kattowitz: Bendsburg [Bedzin], Krenau [Chrzanow]; c) Reichsgau Danzig-Westpreußen. Reg.-Bez. Bromberg: Kulm (Weichsel) [Chelmno]; Reg.-Bez. Danzig: Berent (Westpr.) [Koscierzyna], Gotenhafen (Gdynia); Reg.-Bez. Marienwerder: Zeipe (Westpr.) [Lipno], Löbau (Westpr.) [Lubawa], Rippin (Westpr.) [Rypin]; d) Reichsgau Wartheland. Reg.-Bez. Hohensalza: Gafien [Gostyn], Warthbrücken [Kolo], Dietfurt (Wartheland) [Znin]; Reg.-Bez. Litzmannstadt: Kempen (Wartheland) [Kępno], Schieratz [Sieradz], Welungen [Wielun]; Reg.-Bez. Posen: Gostingen [Gostyn], Scharnikau (Wartheland) [Czarnkow]. Birnbaum und Kolmar führen die Bezeichnung Wartheland, Kolmar dagegen Warthe.

15. In einem Bericht über den ersten türkischen Geographenkongreß in Ankara vom 6.—21. Juni 1941 von H. Louis (Pet. Mitt. 1941, S. 311ff.) werden die Richtlinien für den geographischen Schulunterricht mitgeteilt. Bemerkenswert ist, daß die deutsche Schulgeographie in mancher Hinsicht als Vorbild gedient hat. Dem Bericht ist eine Karte über die geographische Großgliederung des Türkischen Reiches beigegeben.

16. Die Stadt Leningrad wird nach wie vor als Geburtsstadt des Bolschewismus als Leningrad bezeichnet.

17. Die von den Rumänen eroberte Stadt Odessa ist durch ein Dekret des rumänischen Staatsführers mit ihrer Umgebung der Provinz Transnistrien eingegliedert und zugleich zur Hauptstadt dieser Provinz erhoben worden.

Fr. Kneriem

JAPAN — EIN KESSEL UNTER ÜBERDRUCK

von HANS F. ZECK

Als die U.S.-Amerikaner im Jahre 1854 Japan gewaltfam öffneten, zählte das Land knapp 25 Mill. Einwohner, gegen heute über 70 Mill., die allein auf den Inseln leben. Ungewöhnlich zersplittert ist dies Staatsgebiet auf den Inseln. An die 3000 km lang ist die Kette der insgesamt 524 Inseln. Das entspricht der Entfernung vom norwegischen Bergen bis nach Tanger in Afrika! Der Flächeninhalt aller Inseln macht 382000 qkm aus. Es kommen also auf jeden Quadratkilometer etwa 175 Einwohner. Das ist viel. Mehr noch als auf dem überbevölkerten deutschen Staatsgebiet. Wenn man genauer zuschaut, erkennt man, daß Japans Raumnot sogar noch größer ist, als die Ziffer von 175 je Quadratkilometer anzeigt.

Ein erheblicher Teil des japanischen Staatsgebietes ist nämlich unbewohnbar bzw. nicht kulturfähig, so daß die Menschenfülle sich zusammendrängen muß.

Da ein Großteil der japanischen Bevölkerung aus malaiischen Wurzeln stammt, also von Süden her zugewandert ist, liebt der Japaner ozeanisch-mildes Klima und ist sehr kälteempfindlich. Die nördlichen Inseln Japans sind wegen Fehlens einer wärmenden Meeresströmung für den Japaner zu kalt, das heißt praktisch, daß fast ein Drittel des Staatsgebietes für Dauersiedlung ausfällt. Heide, Sümpfe, Moore, Gebirge, ganz besonders aber die riesigen Auswürfe der vielen Vulkane machen ein Gebiet von wiederum fast einem Drittel unbewohnbar. Es drängt sich also auf einem Gebiet von bestenfalls 150000 qkm die ganze Bevölkerung zusammen. Jeder Quadratkilometer kulturfähigen Landes muß im Durchschnitt mehr als 450 Menschen ernähren. An vielen Stellen

steigt die Wohnichte sogar auf 1000 und mehr Menschen je Quadratkilometer.

Es ist wahrhaftig kein Zufall, daß die Japaner jedes Fleckchen Kulturland, bis hoch an den Berghängen hinauf, für Ackerbau und selbst für die Anlage von Reisfeldern benutzt haben. Es ist ebensowenig Zufall, daß gerade der naturliebende Japaner Zwerggärten und winzige Abbilder der großen Wirklichkeit zu einer typischen Kunstform entwickelt hat.

Reis ist Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung. Die Flächeneinheit Reiskultur ernährt drei- bis viermal mehr Menschen als unsere Form der Ackerwirtschaft. Aber trotzdem vermag der japanische Boden die vorhandene Menschenfülle nicht zu ernähren. Selbst die sprichwörtliche Genügsamkeit löst das Ernährungsproblem noch nicht. Eine Lösung bedeuten auch nicht die Fischschiffe an Mahrung aus dem Meere, trotzdem diese sehr groß sind. Nach japanischen Schätzungen gibt es in der Welt 3,3 Millionen Fischerfamilien, von denen Japan allein 1,5 stellt. Von einer Million Fischerboote der Welt entfallen 375000 auf Japan. Von der gesamten, auf 20 Mill. ehm geschätzten Fangmasse der Welt bringt allein Japan rd. 11 Mill. ehm auf, also mehr, als die ganze übrige Welt zusammen. Trotz Genügsamkeit, Reisesessen und Zuschuß aus dem Meere kann Japan seine Bevölkerung auf den Inseln nicht ernähren und diese Bevölkerung wächst in jedem Jahre um fast eine weitere Million!

In solcher Lage muß Japan die Lebenskräfte von Nachbarräumen für die Erhaltung seiner Menschenfülle nutzbar zu machen suchen. Eine der wichtigsten Formen solcher Nutzbarmachung heißt Industrialisierung. Leitgedanke ist dabei, durch Einjaz der reichlich vorhandenen Arbeitskraft billigere Rohstoffe in feurere Fertigwaren umzuwandeln und beim Verkauf solche Überschüsse zu erzielen, daß alles gekauft werden kann, was an Unterhaltungsmitteln fehlt. Seit der letzten Jahrhunderttende ist die Industrialisierung in immer schnellerem Tempo vorangetrieben worden und hat Japan längst schon den Ruf eingebracht, über eine der größten und modernsten Industrien der Welt zu verfügen. Im Zuge dieser Industrialisierung sind zwei Probleme von allergrößter Bedeutung ausgelöst worden: die Sorge um Rohstoffe und die Sorge um Absatz der Fertigwaren. Von der befriedigenden Lösung beider Probleme hing und hängt heute noch Japans Leben und Zukunft ab.

Das Absatzproblem suchte Japan durch die Billigkeit seines Exportes zu lösen. Es konnte billig sein, billiger als jedes andere Industrieland der Welt, weil die Produktionsbedingungen einzigartig sind. Insbesondere sind die Löhne ungewöhnlich niedrig, weil auch die Lebenshaltungskosten ungewöhnlich niedrig sind. Wohnung, Kleidung und Essen kosten nur einen Bruchteil dessen, was etwa in Europa dafür aufgewendet werden muß. In der Auswirkung konnte Japan seine Erzeugnisse zu einem Bruchteil der Preise all seiner Konkurrenten anbieten. Diese aber wehrten sich mit allen erdenklichen Mitteln. Zollschutz bis zu ungewöhnlicher Höhe und Festsetzung von Kontingenten, also radikale Abschmürung des japanischen Exportes, erschwerten Japan den so bitter notwendigen Absatz seiner Waren. In solcher Zwangslage mußte Japan nach einer Habitallösung suchen und fand sie im Anspruch auf den Absatzmarkt des 400-Millionen-Volkes China. Um selbst leben zu können, braucht Japan den Absatzmarkt China und verbindet mit dieser wirtschaftlichen Notwendigkeit das Ziel, dem nur primitiv lebenden chinesischen Volk neue zivilisatorische Entwicklungsmöglichkeiten zu bieten.

China ist für Japan auch als Rohstofflieferant un-

entbehrlich, denn an Rohstoffen ist Japan noch ärmer als Deutschland. Diese Abhängigkeit ist nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch höchst gefährlich. Um der wirtschaftlichen wie politischen Selbständigkeit willen schaut Japan nach China, wo alles zu finden ist, was Japan braucht. Boran Kohle und Erze, Lebensmittel und Spinnfasern. Aber den Absatzmarkt wie Rohstofflieferanten China wollen die raumfremden Angelsachsen für sich ausbeuten. Allein die U.S.A. haben über 10 Milliarden RM. in China investiert, die Engländer etwa 8 Milliarden. In dieser Lage stellte Japan die politische These auf: „Staaten den Ostasiaten und Japan die Führung“.

Chiang Kai-shek, der chinesische Generalissimus und Staatsführer, will ein auf allen Lebensgebieten selbständig handelndes China, weil er glaubt, Chinas Kräfte reichen zu selbständiger Lebensentfaltung auf jedem Gebiete, auch auf politischem, aus. Darum streiten Japan und der chinesische Generalissimus sich um die politische Führerstellung in Ostasien. Us-amerikaner, Engländer und Russen mischten sich ein und versuchten den Gegensatz für die eigenen Interessen auszunutzen, insbesondere, um Japans Kräfte festzulegen. Darüber hinaus hoffen sie, das große Geschäft in China selbst zu machen. Dabei verbergen sie sich hinter der Behauptung, Fremde Chinas zu sein. Sie versuchen China gegen Japan einzupannen, das eine Großraumordnung schaffen will, in der nur die raumeigenen ostasiatischen Lebenskräfte Gestaltungs- und Führungsrecht besitzen sollen.

Als Chiang Kai-shek die „Hilfe“ der Angelsachsen und Russen annahm, opierte er das Recht, sich schöpferisch gestaltender Führer Ostasiens nennen zu dürfen und sank zum Büttel der Angelsachsen herab. Seitdem ist Japan der unbestrittene Führer Ostasiens.

DIE JÜNGSTEN ERDBEBEN IN MEXIKO UND DER VULKAN COLIMA

von ALEXANDER STELZMANN

Durch den Pressewaid lief vor wenigen Monaten die traurige Kunde von verheerenden Erdbeben drüben, die wiederum der berühmte Vulkan Colima im fernen Westen Mittelamerikas oder genauer Mexikos aller Wahrscheinlichkeit nach mitverschuldet. Die Wellen des Bebens liefen um den 19. Grad Nord herum oder um die sogenannte vulkanische Achse Mexikos, auf der sich die vier bedeutendsten Vulkane des Landes erheben, vom Golf von Mexiko im Osten bis zum Großen Ozean im Westen. Gemeinhin stehen die zahllosen Erdbeben Mittelamerikas mit der Tätigkeit seiner Vulkane in Zusammenhang. Teils sind sie im Gefolge der vulkanischen Ausbrüche, teils verbinden sie sich mit Magmacinpressionen in die Erdrinde. Dann heißen diese Intrusionsbeben kryptovulkanische Beben. Am 15. April 1941 verzeichneten die Apparate der Reichsanstalt für Erdbebenforschung in Jena um 20.22 Uhr 52 Sekunden MEZ. ein starkes Fernbeben mit etwa 9600 km Herdentfernung. Der Herd war in westlicher Richtung zu suchen. Die zweieinhalb Stunden dauernde Bodenbewegung erreichte ihren Höhepunkt um 20.56 Uhr. Dabei maß man den größten Ausschlag von etwa $\frac{1}{2}$ mm.

Die Lage des Herdes war Mittelamerika. Bei dem fast zehn Stunden betragenden Zeitunterschied war das Beben in der Pazifikküstenstadt Colima um 13.25 Uhr Ortszeit. Ich führe diese Stadt besonders an, weil sich hier das Beben ganz furchtbar ausgewirkt hat. Da die

Verkehrswegen und Telegraphendrähte zerstört sind, liegt die Stadt abgeschlossen von der Öffentlichkeit, so daß Einzelheiten schwerlich zu erlangen sind. Colima soll zum größten Teil in Trümmer gelegt worden sein. Daneben meldet man zahlreiche Zerstörungen in anderen Ortschaften im gleichen Bundesstaat Colima. Ausgedehnte Waldbrände treten dazu.

Um die gleiche Stunde legt das Beben viele Häuser in der Hauptstadt Mexiko nieder und entzündet in dem Stadtteil Santa Maria, wo durchgehends das Armenviertel ist, eine gewaltige Feuersbrunst. Bis zum 17. April zählt man 150 Tote an der mexikanischen Pazifikküste.

Bei der Lage der Dinge liegt es nahe, sich mit dem mutmaßlichen Hauptmittäter, dem Vulkan Colima, etwas näher zu befassen. Ich hatte vor etlichen Jahren das Glück, diesen tätigen Vulkan zu besteigen und bin somit in der Lage, eine persönlich erlebte Darstellung dieses Vulkans zu geben.

Fast 4000 m (3940 m) hoch erhebt sich in vorbildlich prächtiger Kegelform, d. h. in der Durchschnittsform aller Vulkane, der Colima aus einer kleinen Niederung unweit des Meeres, die die gleichnamige Stadt belebt. Eine weißliche oder gelbbraune Dampfwolke steht wie ein hochstieliger Schirm meistens über dem Krater, der seit den Tagen der spanischen Eroberer, wo man darüber Buch zu führen begann, seit 1575 in unheilvoller Tätigkeit geblieben ist. Nicht mit Unrecht nennt ihn die spanische Zunge den „Berg des Feuers“. Es handelt sich um einen Doppelberg, dessen eine Seite, der Schneeberg (der Nevado), nicht vulkanisch ist. Ihn besteigt der Naturfreund ohne Gefahr, um die unergleichlich prachtvolle Aussicht auf das gebirgige Land und auf die weiß aus tropischen Gärten und Pflanzungen herauschimmernde Stadt Colima zu seinen Füßen, sowie auf den unendlich sich dehrenden, blauen, in breiter langer Dünung auf- und absteigenden Stillen Ozean zu genießen. Wo man sich auch immer der Stadt Colima nähert, überall wird ihr Bild vom Vulkan beherrscht. Wie der Thron des leibhaftigen Feuergottes ragt er steil aus dem Sattel niedrigerer Berge heraus und läßt in fast 2000 m Höhe den grünen Kranz der Eichen- und Kieferwälder mit tropischem Einschlag an den häufigen Wasserfällen hinter sich. Wahre Niesen sind es, die uns hier begegnen. Ohne Unterholz streben sie hoch und erreichen oft Turmhöhe. Wir bringen die merkwürdige Tatsache zuwege, daß wir in ein paar Stunden von der feuchtheißen palmengeschmückten Küstenniederung in den Bereich sturmzerzäuseter Nadelwälder gelangen, ein Umstand, den wir in Mexiko häufiger erleben können.

Wir lassen die zähen mexikanischen Pferde oder Mulas am Walbrand zurück und stapfen zu Fuß mühselig durch grobes Geröll und feine Sande. Hier und da stoßen wir bis zu 3500 m auf blaublühende Lupinen und Büschel härteres Gras. Der Weg wird von allerhand Runsen unterbrochen, die die Bahn für die herabgleitende glühende Lava oder das Magma bezeichnen. Sie rauhen das glatte Rund des Kegels und werden von weitem mit dem bloßen Auge wahrgenommen. Mehr aber erschwert der lose Untergrund die Wanderung. Er besteht hauptsächlich aus basaltischem Trachyt, Bimsstein und Aschen. Die Tropensonne glüht und gleißelt vom lichtblauen Himmel. Wir sind herzlich froh, nach fast vier bis sechs Stunden angestrengten Klettern und Gleitens am Rand des Kraters zu halten.

Wir klammern uns auf dem abschüssigen porösen Gestein des Kraterwalles fest und suchen mit vorgebeugtem Oberkörper, uns mit allen Gliedmaßen

gewissermaßen festsaugend an den Stein, einen zaghaften Blick in das Kreisrund des Loches zu werfen. Die Wände fallen steil im rechten Winkel ab. Nirgends um ein Band, ein noch so kleiner Vorsprung, sich darauf zu hocken und die kochende Oberfläche des Magmas am Ende des Vulkanfächtes zu erblicken. Zudem würden das die ägenden, schweißig schmeckenden Gasdämpfe verbieten, die uns auf dem Hinweg zu schaffen gemacht haben, wenn der Wind sich drehte und unsere Bahn bestrich. Ständig steigt wie eine Säule ein Bündel vulkanischer Gase (Chlor, Stickstoff, Kohlenwasserstoff, Wasserdampf) aufwärts und stedt gleichsam die Fahne aus dem Krater zum Zeichen für Land- und Seefahrer, daß der Vulkan noch immer lebt und arbeitet. Um so mehr wundere ich mich über die Eisfelder in den Falten der Runsen, die das ganze Jahr über bleiben. Denn jetzt stehen wir im August, d. h. im Hochsommer. Die Indios holen sich ganze Klumpen Eis davon, stecken sie in Stroh und befördern sie so in die Ortschaften. Wie ein offenes Riesenmaul klappt das Kraterrund. Richtig und zerrissen, sich verdickend oder verschmälernd, steigt die Seitenwand des Steinwalles auf und ab. An einer Stelle ist eine mächtige Schwarte tief eingerissen. Hier hat überquellende Magmamasse sich den Weg gebahnt.

Geheimnisvoll, unbestimmbar geht ein Rischen und ein Rauschen, ein Brummen und ein Bullern durch die Mittagsstille und warnt jegliches Lebewesen. Plötzlich pufft und bullert es hoch und in gewaltigen Pfeilern. Zusammengerollte Lavafelsen oder Bomben und nußgroße Lapilli schleudern sich aus diesen Pfeilern herab. Wir duden uns hurtig hinter den Kraterrand. Es glüht uns, einen ordentlichen Broden loszuschlagen und die steile Kraterwand herabzuwerfen. Doch geht das Geräusch des Einschlagens in den siedenden Kessel unten in dem seltsamen Geräusch des Kraters unter.

Unter den fünf bemerkenswertesten Ausbrüchen des Colima, die die unvollständige Chronik gibt, zeichnet sich der Ausbruch vom Jahre 1818 durch die gewaltige Aschensendung aus, die bis zu den weit entfernten Städten Guadalajara und San Luis Potosi reichte. Ja, bis Habanna auf der Insel Kuba im Osten, das rund 1700 km entfernt ist, und weit über 1000 km im Westen, im Großen Ozean hat man Aschenmengen beobachtet, die aus der Stratosphäre herunterkamen und vom Colima stammten.

DER GAU MOSELLAND

von JOSEF SCHMITHÜSEN

Der bisherige Gau Koblenz-Trier ist mit dem Gebiet von Luxemburg zu dem neuen Gau „Moselland“ zusammengefaßt worden. Damit wird auch an der Mosel Zusammengehöriges, das getrennt war, wieder endgültig zueinander gefügt. Die geographischen, stammesmäßigen und geschichtlichen Grundlagen sprechen für die räumliche Zugehörigkeit Luxemburgs eine eindeutige Sprache. Das Gebiet des früheren Großherzogtums war der engbeschnittene Rest der im alten Reich einst sehr bedeutenden Grafschaft Lützelburg. Seine Grenzen verliefen quer zur natürlichen Gliederung der Landschaft. Unter dem Namen „Ösling“ schneidet das Gebiet ein Stück aus der Schiefergebirgslandschaft der Eifel aus, und umfaßte dazu als „Gutland“ einen Teil der Trierer Bucht, in der flachlagernde jüngere Gesteine in das Schiefergebirge eingefügt sind. Die Flußlinien von Mosel, Sauer und Ur, an denen die Staatsgrenze Luxem-

burgs gegen das Reich verlief, sind keine Grenzen der Landschaft. Wer an der Sauer wandert, oder dem Mosellauf folgt, empfindet die Einheit der Talräume und sieht hüben und drüben Dörfer, die sich kaum voneinander unterscheiden. Wenn man vom Bitterburger Land in das Gutland hinübergeht, bleibt man in der gleichen Landschaft, im gleichen Raum, und für den, der die rauhen Höhen der Eifel quert, erscheint das Ösling in allem nur als deren westliche Fortsetzung. Trotz der Mannigfaltigkeit der Naturausstattung geht auch durch die Kulturlandschaft dieses Raumes ein einheitlicher Zug. Auch der von luxemburgischen Bauern gestaltete Boden bietet das unverfälschte Bild einer rein deutschen Kulturlandschaft. Der gleiche deutsche Stamm der Moselfranken prägt dem Moselraum in seiner landschaftlichen Gestaltung einen einheitlichen Ausdruck auf. Erst westlich von Arel an der Volksgrenze, wo das Bild der Kulturlandschaft sich grundsätzlich ändert, findet die Einheit des Moselraums ihr Ende. Der Gau Moselland umschließt fast das ganze Gebiet der moselfränkischen Mundart. Seine Nord- und Südgrenze fallen streckenweise mit wichtigen Mundartscheidelinien ungefähr zusammen (dorp/dorf — Grenze im Norden; dat/das — Grenze im Süden). Doch reicht an zwei Stellen die moselfränkische Mundart noch über das Gauggebiet hinaus, im Westen in der Gegend von Arel und im Süden bei Diedenhofen.

Ebenso wie in Natur und Kultur des Landes und im Stammesstum war Luxemburg auch in seiner Geschichte stets im Moselraum verwurzelt und hat auf dieser Grundlage bedeutende Beiträge zur Reichsgeschichte geleistet. Unter den Angriffen der französischen Ausdehnungspolitik hat der ganze Raum gemeinsames politisches Schicksal erfahren. Auf Grund seiner geographischen Lage ging durch das Moselland eine der Hauptstoßrichtungen der französischen Versuche zum Rhein vorzudringen. Die Abwehrkraft des Reiches litt jahrhundertlang unter der geschichtlich gewordenen territorialen Zersplitterung. In den Moselraum teilten sich Kurtrier und Luxemburg, daneben in den Höhengebieten eine große Zahl kleiner Herrschaften. Von den zahlreichen Ritterburgen wurden die meisten in den Reunionskriegen durch die Franzosen zerstört. Gegen die französischen Revolutionsheere haben die Bauern des Öslings und der Eifel sich vergeblich mit Gewalt zu erheben versucht. Der Separatistenabwehrkampf in den Moselländern, die Sicherung des Raumes durch den Westwall und der Sieg der deutschen Waffen sind der Abschluß der Auseinandersetzung mit den westlichen Angreifern. Das Moselland wird in friedlicher Arbeit wieder zu einer geschlossenen Einheit zusammenwachsen.

Der Gau Moselland umfaßt landschaftlich sehr verschiedenartige Gebiete, die aber, innerlich aufeinander bezogen, sich zu einer verhältnismäßig geschlossenen geographischen Einheit zusammenfügen. Es gehören dazu der größte Teil der Eifel, der ganze Hunsrück mit seiner Stabachung bis zum Rhein, die Trier-Luxemburger Bucht (Gutland), das Moseltal, die Wittlicher Senke und das Neuwieder Becken. Darüber hinaus greift der Gau auch noch auf den Westerwald hinaus. Abgesehen von diesem rechtsrheinischen Gebiet, gehört der bei weitem größte Teil des Gaues hydrographisch zum Einzugsgebiet der Mosel. Nur der südöstliche Hunsrück (Sonnwald) schickt seine Wasser über die Nahe in den Rhein. Das Maifeld entwässert unmittelbar, der östliche Teil der Hoch-eifel über die Ahr zum Rhein. Im Norden und Westen folgt die Grenze ungefähr der Wasserscheide zwischen Mosel und Maas.

Die Mosel durchzieht den ganzen Gau als eine Hauptachse, und der Weinbau in ihrem Tal gibt ihm seine wichtigste Eigenart. Zwar fließt nur ein Teil des Mosellaufes in unserem Gau, aber es ist jener Teil, der mit einem Talcharakter alles das umfaßt, woran man bei den Begriffen Mosel und Mosellandschaft in erster Linie zu denken gewohnt ist. Der Oberlauf der Mosel von den Vogesen durch Lothringen bis an die Schwelle des moselfränkischen Raumes liegt in ganz anderen Landschaften, deren Charakter im Volksbewußtsein mit dem Begriff Mosel nicht so eng verbunden ist. Wie sehr die Bevölkerung des Gaues selbst das Schiefergebirgstal der Mosel als etwas eigenes auffaßt, geht daraus hervor, daß schon das Talstück im Gutland oberhalb von Trier als „Obermosel“ gilt.

Zu den Wesenszügen des Gaues gehört eine große Mannigfaltigkeit seiner Landschaften. Bezeichnend ist sein Waldbreichtum und die vorherrschende Stellung, die dem Bauern und Winzer hier zukommt. Im Schiefergebirge stehen den weiten waldfreien Hochflächen, die oft nur karges Ackerland tragen, steil eingekerbte Wadtäler mit stillen Wiesengründen gegenüber. Auf den Schieferhängen ist hier die Loh- und Kottwirtschaft noch in weiter Verbreitung erhalten. Die nährstoffreichen Kalkböden des Gutlandes nehmen wogende Weizenfelder ein, während die schweren Tonböden als Weideland dienen. Die leichten Sandböden bringen Roggen und Kartoffeln ein oder sind zum größten Teil noch bewaldet. In den klimatisch geschützten Senken der Täler und Becken findet sich vielfältiger Fruchtbau. Die natürliche Vegetation weist auf südliche Beziehungen, die auch in der Kulturlandschaft ihren Ausdruck finden. Die sonnigsten Hänge beherrscht die Rebe, die seit alters her gepflegt wird und dem Gau seinen besonderen Ruf verschafft hat. Dem Weinbau und -handel verankert das Moseltal seine hohe Bevölkerungsdichte und den stark städtischen Charakter seiner Siedlungen. Die Grundlagen zu industriellem Leben sind, abgesehen von der luxemburgischen Eisenindustrie, verhältnismäßig gering. Zwar finden wir in den in allen Teilen verstreuten kleinen Landstädtchen vielfach alte Gewerbe-zweige, die sich oft unter widrigsten Umständen bis in unsere Tage erhalten haben (Gerberei, Textilgewerbe, Steine und Erden, Holzverarbeitung).

Die schwierige Verkehrs-lage und die bisherigen Grenzverhältnisse haben die Entwicklung der gewerblichen Wirtschaft zurückgehalten. Das Moseltal ist nur streckenweise zu einer Lebensader des Verkehrs geworden. Die Schiffbarmachung unterblieb. Der Landverkehr ging ursprünglich ganz über die Höhen weg und meidet auch jetzt noch den gewundenen Tal-lauf, wo ihm im Bereich der Wittlicher Senke ein kürzerer Weg zur Verfügung steht. Im Neuwieder Becken ist der Gau Moselland am Rhein verankert und mit den nord-südlichen und östlichen Verkehrsrichtungen verbunden. Koblenz mit seinen verkehrsständigen Gewerben und Industrien wird hier seine Bedeutung nie verlieren, auch wenn nun die räumliche Ausdehnung des Gaues ihr Schwergewicht mehr im Westen hat. Trier hatte seine ursprüngliche Stellung als kulturelles Zentrum des Moselraumes schon früh verloren, und nach dem Weltkrieg war seine Lage durch die Aufhebung der Zollunion mit Luxemburg noch verschlechtert worden. Ihm ist nunmehr sein Hinterland zurückgegeben. Auch für Luxemburg ist jetzt wieder die Möglichkeit eines wirtschaftlichen Ausgleichs und der vollen Entfaltung seiner Kräfte gegeben, und sein geistiges Leben bekommt im Rahmen des Gesamtvolkes die ihm gebührende Stellung.

NOCH EINMAL ÜBER TROPENTAUGLICHKEIT

von KURT GEBAUER

In meinem Aufsatz „Einiges über Tropentauglichkeit und Tropendienstfähigkeit“ im Heft 17/18 des Geogr. Anz. habe ich eine schon etwas weiter zurückliegende Arbeit unerwähnt gelassen, die auch heute noch von grundlegender Bedeutung ist. Ich sehe es deshalb als meine Pflicht an, noch nachträglich darauf einzugehen. Gerhard Castens, vormals Landesmeteorologe in Deutsch-Ostafrika, jetzt Oberregierungsrat und Professor an der Deutschen Seewarte in Hamburg, hat „Über Tropenklima, Tropenhygiene und den Lettow-Feldzug“ auf Grund zahlreichen Materials eingehend berichtet¹⁾. Unter Hinweis auf die Arbeiten von Deppe²⁾, Hauer³⁾, S. W. Knipping⁴⁾ u. a. bezeichnet es der Verfasser als erforderlich, daß die Klimatologie ihre bisherige Anschauung von der Schädlichkeit des Tropenklimas nach dem Lettow-Feldzug und anderen tropenhygienischen Forschungsergebnissen einer Nachprüfung unterziehen müsse. Es wird die Grenze zwischen Klimatologie und Hygiene untersucht⁵⁾. Die für den Hygieniker wesentlichsten Klimaunbilden sind: die starke Sonnenstrahlung, der dauernd hohe Luftwärmegrad mit seiner geringen Jahreschwankung, die in dem Fehlen größerer — sogenannter „unperiodischer“ — Temperaturschwankungen zum Ausdruck kommende Wetterlosigkeit und endlich der durch das Zusammenwirken von Hitze und größerer Luftfeuchtigkeit hervorgerufene Schwülegrad. In einer Tabelle gibt Castens ein Bild einiger klimatischer Werte von zwei ostafrikanischen Orten (Daresalam und Tabora) und, vergleichshalber, von Hamburg und Berlin. Die Jahreschwankung der Lufttemperatur der ostafrikanischen Orte beträgt 4 Grad, die von Hamburg 17 Grad, die von Berlin 18 Grad. Castens wendet sich gegen die Auffassung von der Gefährlichkeit der tropischen Sonnenstrahlung, die in der verallgemeinernden Form unrichtig sei. „Wohl aber möchte ich im Hinblick auf die Erfahrungen des Lettow-Feldzuges der von den bisherigen Tropen-Klimatologien mit herangezögerten Scheu vor der Sonne und den höheren Lufttemperaturen entgegnetreten wegen gewisser verhängnisvoller aus ihr hervorgegangenen Folgen, auf welche die Gegenüberstellung der Lebensweise der Europäer in Ostafrika vor und in dem Kriege aufmerksam macht.“ Auch über den Schutz gegen Strahlung und Hitze, gegen die man sich verhältnismäßig am leichtesten schützen kann durch Verweilen unter Dach und Fach, bringt Castens viele Zahlen, wobei er „Freiluftwetter“ und „Hauswetter“ vergleicht. Ein leichter, dünnwandiger, dem Wind gut ausgesetzter Bau mit vielen Fenstern und ganz um das Haus herumlaufenden Holzveranden, über dem Haus ein doppeltes Dach mit einer Zwischenluftschicht wird als das ideale Tropenhaus bezeichnet. Die Bedeutung der geringen Jahreschwankungen der Temperatur in den Tropen,

aber auch der Einfluß der täglichen Temperaturschwankungen wird untersucht. Zum Schluß befaßt sich Castens mit den Verhältnissen, unter denen die Lettow-Männer lebten. Das volle Wirksamwerden der Sonnenstrahlung, der großen täglichen Freilufttemperatur-Schwankung und der Freiluftabkühlung auf den Körper, andererseits die häufige Ortsveränderung, die als „Wettererfah“ zu werten ist, zieht der Verfasser in Betracht und befaßt sich mit der Auseinandersetzung über die Frage des Tropenhelms, dessen Notwendigkeit der einzelne nach seinen Erfahrungen entscheiden müsse.

Es wird gut sein, wenn unsere künftigen Kolonialpioniere die durch wertvolle statistische Angaben ergänzten Ausführungen eines alten, erfahrenen und verdienten Tropen-Meteorologen gründlich beachten.

GEOGRAPH. LITERATURBERICHT

A. INHALTSANGABEN UND BESPRECHUNGEN

Allgemeines

707. „Der Naturfreund und Bergsteiger in Vulkangebieten“ von Karl Sapper (138 S. m. Abb., 1 Titelbild; Ulm 1941, R. Höhn; RM. 5.80). Ein offenes Gemüt, ein klarer Verstand und ein warmes Herz führen die Feder des Verfassers, der durch Hinweise auf das Schöne und Großartige in der Natur zu Beobachtung und Erkenntnis anregen will. Der Rückblick auf ein langes Leben, das in einer Zeit begann, in der der Sinn für die Naturwissenschaften in den Schulen noch kaum geweckt wurde, gestattet ihm zwischen die Zeilen Erlebnisse und Beobachtungen von seinen Reisen in den verschiedenen Erdteilen einzustreuen. In einzelnen Kapiteln, die dem Sternhimmel, den Farben, dem Wetter, den Gesteinen, Tieren und Pflanzen gewidmet sind, wird zur Beobachtung angeleitet, durch Schilderung und Erklärung, durch Hinweise auf die Literatur und Mitteilung eigener Erfahrungen. Der zweite Teil behandelt den Bergsteiger in Vulkangebieten. Auf den ersten Alpenreisen brach die Liebe zu den Bergen durch und sie wurde im weiteren Verlauf von den feuerspeienden Bergen magisch angezogen. In allen Erdteilen hat der Verfasser Vulkane besucht und bestiegen, unter Schwierigkeiten und in Lebensgefahr und seine Mitteilungen über Erfahrungen und Verhalten sind schwer erworben, wohl erprobt und gut durchdacht. Das Buch ist außerordentlich vielseitig und anregend, führt uns vom Urwald bis zu polaren Gebieten, von den Umhütten zu den Indianern des tropischen Amerikas und vom Strand des Meeres zu den Geshiren-Inlands, zu den von Schwefeldampf umwogten Kratern hoher Vulkanberge, die in herrlichen Bildern festgehalten sind. Das Buch ist in seiner Vielseitigkeit wirklich geeignet zur Beobachtung und zur Liebe der Natur anzuleiten. Dabei geht der Weg über das Erlebnis, sicher der richtige Weg um die Jugend zu gewinnen, der heute so viele und leichte Möglichkeiten zu Naturbeobachtungen geboten sind, ganz im Gegensatz zur Jugendzeit des Verfassers, wo dies alles schwer erkauft werden mußte, aber auch inniger aufgenommen und stärker bearbeitet wurde.

F. Klute

708. „Das Sternguter-Büchlein.“ Ein praktischer Führer in die heutige Sternenwelt mit Anleitungen, alle Sternbilder der nördlichen Himmels-

¹⁾ Ann. d. Hydr. u. Marit. Meteorol., Bd. 53, Jahrg. 1925, S. 177—187.

²⁾ Deppe: Mit Lettow-Vorbeck durch Afrika. Berlin, A. Scherl, 1919.

³⁾ August Hauer: Der Triumph der Deutschen Tropenmedizin. Arztl. Betrachtungen über das Drama in Ostafrika. Charlottenburg 1923.

⁴⁾ Über die Wärmebilanz des Tropenbewohners. (Arch. f. Schiff- u. Tropenhygiene 1923, S. 169—78.)

⁵⁾ Dorno: Klimatologie im Dienst der Medizin. Braunschweig 1920. Einleitung.

lugel ohne Schwierigkeiten zu finden, von **Walther Blagetta** (Walther Blachettas Freizeitbücher, S. 3, 32 S. m. 29 Sternenf. im Text, 1 St. d. nördl. Sternhimmels u. 7 Sternentaf.; Berlin 1941, Widukind-Verl.; RM. 1.—). Das Heft legt das Hauptgewicht auf gute einprägsame Abbildungen und kurze Beschreibung der wichtigsten Sternbilder. Vorausgesetzt ist eine kurze allgemeine Einführung über „Das Welt der ewigen Sterne über uns“. Auch die beigelegten Sternarten sind praktisch und einprägsam.
H. Haack

709. „Geographie und Kartographie“ von Dr. **Hans Praesent** (Sonderabdruck aus Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes, 17. Jg. [1940], Spalte 597—630). Auch in diesem Jahr haben wir dem Verfasser für seinen zuverlässigen und wohlgeordneten Bericht über die deutsche Literatur auf dem Fachgebiet der Geographie und Kartographie zu danken. Er wird, wie immer, jedem Fachgenossen willkommen sein.
H. Haack

Europa

710. „Die Häfen Hollands und Flanderns“ von **Walter Geisler** (Nordwest-europäische Reihe, Folge 1, 36 S. m. Kartenf.; Aachen 1940, Heimat-Verlag [Auslg.: D. Braun, Aachen]; RM. 0.60). Im vorliegenden Heft behandelt W. Geisler auf 36 Seiten zunächst die Auseinandersetzung des Menschen mit den geographischen Gegebenheiten in dem angegebenen Raum. Daran schließt sich eine Darstellung der Wirtschaftsstruktur der Niederlande und Belgiens und der sich daraus ergebenden Folgerungen für die Häfen Amsterdam, Rotterdam, Antwerpen und Gent. Ferner werden die bestehenden und geplanten Verbindungen dieser Häfen mit ihrem Hinterland behandelt. Es folgt ein Überblick über die Stellung Hollands und Belgiens im Welthandel und über ihre Beziehungen zu den Anliegerstaaten. Dabei wird die Bedeutung Englands in diesem Raume klar herausgestellt. Eine Übersicht über die Eigenart der einzelnen Häfen und des deutschen Anteils an ihrem Verkehr schließt die Darstellung ab. Das inhaltreiche Heft bietet dem Lehrer viel Stoff. Es ist wegen seiner stark zusammengeprägten Darstellung für den reiferen Schüler nicht immer leicht verständlich.
R. Heck

711. „Geschichte der Schweizerischen Kartographie“ von Dr. **Rudolf Grob** (194 S., 28 Abb. auf Taf.; Bern 1941, Kümmerly u. Frey). Die Schweizerische Kartographie hat von jeher und vor allem auch in neuerer Zeit eine führende Stellung innegehabt. Besonders in der Darstellung des Hochgebirges hat sie mustergültige und bahnbrechende Arbeiten aufzuweisen. Es ist deshalb ebenso interessant wie begrüßenswert, durch die gründliche Arbeit von Grob einmal einen zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung der Schweizerischen Kartographie zu erhalten. Zunächst wird die alte Kartographie der Schweiz bis um 1500 behandelt, daran schließt sich ein Kapitel über die schweizerische Kartographie bis zum Beginn der Eidgenössischen Triangulation 1497 bis nach 1800. In dieser Periode ragt vor allem die Darstellung des Kantons Zürich von H. C. Gyger hervor, der zum erstenmal für die Geländedarstellung fast durchwegs die Vertikal-Projektion zur Anwendung bringt. Den Abschluß dieser Epoche bildet der prächtige, teilweise sicher auf trigonometrischer Grundlage entstandene Meyer-Weißsche Atlas, das Standardwerk vor-Dufour'scher Kartographie. Es folgt als drittes Kapitel „Die offizielle Kartographie der

Schweiz“, die durchaus von den Namen G. H. Dufour und H. Siegfried beherrscht wird. Den Abschluß bildet ein Abschnitt über die private Kartographie der Schweiz, die in einer möglichst anschaulichen Darstellung des Inhalts und der nicht allzu kostspieligen Reproduktion ihre Aufgabe sah. Hier findet die erfolgreiche Arbeit von Männern wie Ziegler, Leuzinger, Becker, Jmsfeld, Kümmerly u. a. ihre verdiente Würdigung.
H. Haack

Großdeutschland

712. „Deutschland und die europäische Ordnung“ von **Paul Herre** (Weltpolit. Bücherei, 211 S., 7 Kartenf.; Berlin 1941, Deutscher Verl.; geb. RM. 6.—). „Europa steht vor einer Schicksalswende. Eine Neuordnung des alten Kontinents ist im Gange, die über den ganzen Erdball ihre Kreise ziehen und dem Völkerverleben ein völlig neues Gesicht geben wird.“ Mit diesen treffenden Worten leitet der Verfasser die große geschichtliche Übersicht ein, in der ein Bild von der Ordnung Europas in früheren Zeitabschnitten gegeben wird. Und zwar will uns das Buch die Verknüpfungen, Spannungen und Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Gliedern und der europäischen Völkergemeinschaft von der einzigen möglichen Sicht, von der des deutschen Volkes aus zeigen. Das Leben und Zusammenwohnen im engen Raum hat in der Vergangenheit die europäischen Völker immer wieder zu einer äußeren und inneren Verbundenheit, zu einer gemeinsamen Ordnung gedrängt. Das deutsche Volk war und ist immer ausschlaggebend daran beteiligt gewesen, das ist seine schicksalhafte Aufgabe als Kernvolk Europas. Die Neuordnung Europas ist aufs engste mit dem Problem der Führung verknüpft, die nach erträumtem Sieg nur dem deutschen Volk und seinen Verbündeten gehören kann. Der Verfasser gliedert sein beachtliches Werk in folgende Großabschnitte: 1. Vom Römerreich zum großfränkischen Reich, 2. Das abendländische Hegemonialsystem des hohen Mittelalters, 3. Völker- und Staatenwelt des späteren Mittelalters, 4. Die Anfänge eines Staatensystems im 16. und 17. Jahrhundert, 5. Staatensystem des 17. und 18. Jahrhunderts, 6. Umsturz und Wiederherstellung (1789 bis 1815), 7. Staatensystem und europäisches Konzert im Zeitalter der nationalen Bewegungen (1815 bis 1890), 8. Im Zeichen des Imperialismus (1890 bis 1918), 9. Die Herrschaft der Demokratie (1918 bis 1933), 10. Neuordnung unter deutscher Führung (1933 bis 1941) und 11. Das neue Europa. Die Hauptdaten zur europäischen Geschichte, das gut gesichtete Schrifttumsverzeichnis nach den Hauptabschnitten geordnet, und das Namen- und Sachverzeichnis sind gerne gefundene Beigaben des Buches. Ein Wort noch über die beigegebenen Karten, die uns das Großfränkische Reich um 814 und Europa (um 1250, 1550, 1700, 1812, 1815 u. 1933) zeigen. Diese Karten wollen nicht nur die Staaten in ihrem Nebeneinander, sondern dem Wesen des Buches entsprechend, die Gruppenbildungen, Zusammenhänge, Vormacht- und hegemonialen Verhältnisse erkennen lassen. Das Studium dieses neuen Bandes der Weltpolitischen Bücherei wird nicht nur dem Geographen vom Fach eine neue weite Sicht schenken, sondern es wird die politische Ausrichtung unserer gesamten Erzieherchaft fördern und sichern.
Fr. Kriem

713. „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“ von **E. Rejser** (2. erw. Aufl.; 459 S.; Leipzig 1941, S. Hirzel; RM. 10.50). Gegenüber der 1. Auflage (s. Geogr. Anz. 1938, S. 332f.) ist die vorliegende nicht nur erweitert und umgestaltet worden, sondern hat auch in vielen Abschnitten eine wesentliche Ver-

tiefung erfahren. Besonders stark sind die Abschnitte über die Bevölkerung Deutschlands in der Neuzeit und im 19. und 20. Jahrhundert geändert worden. Der Geograph kann an diesem Werke nicht vorbeigehen, weil er dankbar ist für die sachlich einwandfreie und gut zusammengefaßte Bevölkerungsgeschichte, die ihm in Verbindung mit der Bevölkerungsgeographie die Möglichkeit gibt, sichere Ausgangsgrundlagen für bevölkerungspolitische Betrachtungen zu gewinnen. „Nachdrücklich wird die Anschauung vertreten, daß die Indogermanen ein Volk und nicht eine Völkerguppe gewesen sind und in Deutschland ihre Urheimat hatten, und daß sie ein Glied in der Kette des deutschen Volkes sind. Die Indogermanen sind die Deutschen der Urzeit, wie die Germanen die Deutschen des Altertums waren. Die Deutschen sind in Deutschland von jeher bodenständig.“ Es ist gut, daß in dem ersten Abschnitt Volk und Forschung (S. 1—23) noch einmal mit aller Deutlichkeit und Klarheit die Fragen: Was ist das deutsche Volk? Volk und Bevölkerung und die Erforschung der deutschen Bevölkerungsgeschichte, dargelegt werden. Und nun kommen die Betrachtungen über die Bevölkerung in Deutschland, die zeitlich geordnet sind: Urzeit (S. 24—56), Altertum (S. 57 bis 116), Frühes Mittelalter (S. 117—181), Hohes Mittelalter (S. 182—211), Spätes Mittelalter (S. 212 bis 303), Neuzeit (S. 304—401) und 19. und 20. Jahrhundert (S. 402—452). Ein Namen- und Sachverzeichnis beschließt das Werk, das uns in seinem Schlußabschnitt „Die Unsterblichkeit des deutschen Volkes“ zeigt, daß „die deutsche Volksgemeinschaft trotz aller Not ihren Bestand stets gewahrt hat“ und daß „der Fortbestand seines Deutschtums nur erklärlich ist aus dem Fortwirken ältester Erbanlagen, die unter allen Volksgenossen verbreitet sind, aus dem Vorhandensein einer geschichtlich gewordenen, unlöslichen Blutsverwandtschaft“. Diese Einsicht ist verpflichtend für die Gegenwart und Zukunft.

Dr. Knieriem

714. „Um die Westgrenze des alten Reiches.“ Vorträge und Aufsätze von Leo Jüst (155 S., 4 Bl. Abb., 2 K.; Köln 1941, Staufens-Verl.; geb. RM. 4.—). Zu dem nett ausgestatteten Bändchen sind sieben Arbeiten — meist aus besonderem Anlaß gehaltene Vorträge — zusammengestellt. Sie stammen sämtlich aus dem letzten Jahrzehnt und erhalten durch die sich überstürzenden Zeitereignisse eine besondere Bedeutung. Wenn sie auch die schwierigen verwickelten Grenzverhältnisse der Niederlande und Lothringens durchaus unter dem sachhistorischen Gesichtswinkel betrachten, so wird sie der Geograph aus territorial-geschichtlichem Interesse ebenso begrüßen wie der weite Kreis der Bewohner der nun zurückgewonnenen Gebiete. Wer tiefer in die ebenso fesselnde wie schwierige Geschichte der Grenzgebiete des alten Reiches eindringen will, erhält in den zahl- und inhaltsreichen Anmerkungen einen guten Wegweiser dazu. H. Haack

715. „Bibliographie zur Landeskunde der zum Regierungsbezirk Zichenau, Kreis Suwalki, Kreis Lipno und Rippin gehörenden ost- und westpreußischen Gebiete“ von Dr. Ernst Reit (Sonderdr. aus „Altpreuß. Forschungen“, 17. Jg. 1940, S. 2, 153 S.; Königsberg/Pr. 1940), Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte. Nicht nur für den Wissenschaftler, sondern auch für jeden, der am Aufbau der neuen Ostgebiete beteiligt ist, fehlte es bisher an einem zuverlässigen Wegweiser durch die weitverstreute Literatur über diese Gebiete. Es ist deshalb außerordentlich zu begrüßen, daß der

Leiter der Landesstelle Ostpreußen für Nachkriegsgeschichte, Dr. Schieder (Königsberg) die vorliegende Arbeit angeregt hat und sie jetzt in einem Sonderdruck auch weiteren Kreisen zugänglich macht. Die Bibliographie schließt sich eng an die bekannte Arbeit von Wermke an und umfaßt die neuen Gebiete Ost- und Westpreußens. Der Verfasser hat — wie Stichproben über die neuen westpreußischen Kreise Leipe und Rippin und eine Durchsicht der angeführten Arbeiten über das Deutschtum in Polen dem Referenten gezeigt haben — mit beachtenswerter Vollständigkeit alle Titel von Werken, Schriften, Sonderdrucken, Zeitschriftenaufsätzen über die Landschaft, ihre Bewohner und ihre Geschichte zusammengestellt. Die polnischen Quellen sind weitgehend berücksichtigt. Besonderes Augenmerk ist auf die Fragen des Deutschtums, der preußischen Herrschaft von 1795 bis 1806 und die Judenfrage gerichtet. Das Werk ist für alle größeren Anstalten in den Gauen Ostpreußen und Danzig-Westpreußen unentbehrlich. W. W. Puls

716. „Der Siedlungs- und Wirtschaftsraum der Gemarkung Steinbach.“ Eine agrargeographische Untersuchung von Georg Jenisch (Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens, Bd. 17, 218 S. m. 24 Abb.; Berlin 1941, Volk u. Reich Verl.; RM. 6.90). Die vorliegende Arbeit behandelt einen kleinen Raum des weiten ostdeutschen Landes, die Gemarkung Steinbach im Kreise Jülichau-Schwiebus in der Südoestecke der Mark Brandenburg. Nach einer Einleitung über die Aufgaben wirtschaftsgeographischer Forschung wird zuerst das unterjochte Gebiet im Gefüge des größeren Raumes am Rande des Odbertals behandelt. Erst dann wird im zweiten Teil der Siedlungs- und Wirtschaftsraum der Gemarkung des Ortes selbst aufgezeigt. Steinbach erweist sich als typisches, ostdeutsches Gutshdorf, dessen Lage in der Landschaft, wirtschaftliche und völkische Struktur eingehend dargestellt wird, einmal im Rahmen des Siedlungsraumes als Ganzes, dann aber auch getrennt nach den drei Elementen: Gut, Bauernwirtschaft und Häuslerstellen. Zum Schluß werden die Ergebnisse noch einmal zusammengefaßt und die dynamischen Beziehungen zur Umwelt angedeutet. — Bei der Arbeit bezieht die klare Gliederung, die gründliche Darstellung und die trotz des etwas spröden Stoffes anschauliche Sprache. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß der Verfasser sich nicht wie so viele ähnliche Arbeiten, auf die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse beschränkt, sondern auch den wirtschaftenden Menschen weitgehend in den Kreis der Betrachtungen einbezieht. Dabei erweisen sich die Gedanken Jpsens als sehr fruchtbar. So ist eine überaus anregende Arbeit entstanden, die als Beispiel für eine gründliche Dorfuntersuchung im Osten für alle Heimatforscher Bedeutung hat, aber auch geeignet ist, bei Arbeiten im übrigen Reichsgebiet als Vergleich herangezogen zu werden. Wir weisen besonders für die Arbeit am Dorfbuch im Osten auf dieses Werk hin, dessen reichhaltiges Literaturverzeichnis den interessierten Leser in willkommener Weise zu den notwendigen wissenschaftlichen Quellen führt.

W. W. Puls

717. „Zur Morphologie der Ostjudeten“ von Georg Anders (Beröff. d. Schles. Ges. f. Erdkunde C. B. und d. Geogr. Inst. d. Univ. Breslau, 31. B., VIII, 124 S. m. 9 Abb., 5 K., 4 Prof. u. 1 Tab.; Breslau 1939, Priebeatsch; RM. 6.—). Die jetzt gefallenen Grenzen sind schuld daran, daß die Arbeit im wesentlichen eine morphogenetische Analyse der Gebirgsrandgestaltung des Gebietes gibt. Nachdem zu-

nächst die orographische Gliederung des Gebietes an Hand einer Skizze festgelegt ist, bietet der Verfasser in zwei Großabschnitten einen ausführlichen tektonisch-stratigraphischen Überblick der Gebirge im Grenzgebiet von West- und Ostjudeten (S. 7—22) und eine eingehende Morphogenese des nordöstlichen Gebirgsrandes des Reichensteiner und Altbatergebirges sowie des Öppaberglandes (S. 23—110), bei der zunächst die tertiäre, dann die diluviale Formengruppe betrachtet wird. Auf Einzelheiten der fleißigen Arbeit, gestützt auf Studien des Schrifttums und Geländebegehung, kann hier nicht eingegangen werden, doch seien aus der Zusammenfassung folgende Ergebnisse mitgeteilt: die Ostjudeten entstehen hauptsächlich auf der Wende vom Oberdevon zum Unterkarbon (bretonische Phase) als Gebirge von alpinotypen Bau, dessen Einrumpfung bereits mit der Entfaltung beginnt, die in den zentralen Teilen bis zum Oligozän andauert. Im Oligozän setzt die Zerbrechung des alten Reliefs ein (Subetenrandbruch und ostjudetischer Hauptgebirgsquerbruch). Die mittelmiozäne Gebirgsstandtopographie (Transgression mit Abrasionsterrassen) ist im Diluvium weitgehend verändert worden (Umleugung des präquarären Gewässernetzes, Maxialrelief und erosive Beeinflussung des Grundgebirges). Karten im Text, Abbildungen auf Tafeln und eine geomorphologische Karte und Übersichtstabelle unterstützen den Text. Das Schrifttum und die geologischen Karten sind in einem Verzeichnis (S. 114—124) beigegeben.

Fr. Anieriem

Asien

718. „Türkei“ von Prof. Dr. **Gotthard Jäschke** (Kleine Auslandskunde, Bd. 8, 64 S., 1 K.; Berlin 1941, Junker u. Dünhaupt; RM. 2.—). Das Bändchen enthält in knapper Form alles Wesentliche über die moderne Türkei (Raum, Volk, Staat, Kultur, Wirtschaft, Wehrmacht) unter kändiger Hervorhebung des Werkes Mustafa Kemals (Atatürks). Das rein Geographische wird sehr kurz behandelt, hingegen finden sich reichliche Angaben vor allem statistischer Natur aus allen Gebieten. Dieser Umstand und die Tatsache, daß wir überall über den neuesten Stand unterrichtet werden, macht den Wert des Buches aus, wenn auch einzelne Kapitel wegen der vielen Zahlen nicht flüssig zu lesen sind. Eine Menge von türkischen Bezeichnungen dürfte entbehrlich sein. Da die Namen nicht transkribiert, sondern in türkischer Rechtschreibung gebracht werden, vermißt man sehr einen Hinweis auf die Aussprache. — Dem Erdkundelehrer wird das Bändchen zur Vorbereitung des Unterrichts in der Oberstufe willkommen sein. Auch dem Schüler kann es, etwa als Unterlage für ein Referat, in die Hand gegeben werden.

W. Voos

719. „Am Hofe des persischen Großkönigs“ (1684/85). Das erste Buch der amoenitates exoticae von **Engelbert Kaempfer**. Einzel. u. in dt. Bearb. hrsg. von Prof. **Walter Hinz** (Quellen u. Forsch. z. Geschichte d. Geographie u. Völkerverkunde, Bd. 7, 253 S., 12 Taf. u. 1 K.; Leipzig 1940, A. F. Kochler; RM. 10.—). In den Jahren 1683—94, als Deutschland unter den Raubkriegen des Sonnenkönigs ohnmächtig darniederlag, unternahm ein junger deutscher Gelehrter eine Weltreise, die ihn unter manchen Abenteuern nach Kaukasien, Persien, Indien und bis nach Japan führte; überall, wohin er kam, hat er bahnbrechende Forschungsarbeit geleistet. Dies war Engelbert Kaempfer, ein Pfarretsohn aus dem lippischen Lemgo, dessen Namen erst vor kurzem ein Sohn seiner Vaterstadt, A. Meher, wieder der Vergessenheit entrissen hat, indem er dem „ersten deut-

schen Forschungsreisenden“ nach bisher unveröffentlichten Handschriften eine Monographie widmete (Stuttgart 1937). Nunmehr wird uns der über Persien handelnde Teil der 1712 lateinisch abgefaßten „Amoenitates exoticae“ Kaempfers erstmalig in vollständiger Bearbeitung vorgelegt, und zwar von Seiten einer von Professor Hinz geleiteten Arbeitsgemeinschaft. Hinz hat in der Einführung nicht bloß den Verfasser selbst, sondern auch den deutschen Anteil an der Erforschung Persiens vor dessen Reise mit besonderen Worten gewürdigt. Erst durch diese deutsche Ausgabe, in der zeitbedingte Weisheitsigkeiten des lateinischen Ausdrucks gefürzt und kleinere Versehen des Verfassers stillschweigend verbessert wurden, tritt uns die Forschungsarbeit, die Kaempfer als Begleiter einer schwedischen Gesandtschaft nebenher geleistet hat, in ihrer großen Bedeutung lebendig vor Augen. Unübertrefflich ist die eingehende Schilderung der persischen Residenz und seiner Moscheen und Paläste. In der Beschreibung der Staatsverwaltung wird vom Schah und seinem Großwesir bis hinab zum Hofbrennholzwart kein Beamter oder Staatsdiener übersehen. Der großkönigliche Harem, die Reiteraufzüge, die Empfänge fremder Gesandtschaften werden in allen ihren Einzelheiten so anschaulich geschildert, wie sie nur ein genauer und wissenschaftlich gründlicher Beobachter wiedergeben konnte. Der Anhang bringt für den Fachmann ein eingehendes Wörterverzeichnis zur persischen Kultur- und Verfassungsgeschichte. Sonst ist das Buch, das durch eigene Zeichnungen Kaempfers und durch Farbaufnahmen des Herausgebers, sowie durch eine zeitgenössische Karte des Persischen Reiches vorzüglich ausgestattet ist, für jedermann eine gemüßreiche, leicht lesbare Lektüre und sollte besonders der deutschen Jugend empfohlen werden.

A. Herrmann

720. „Tropenwelt Java.“ Reiseeindrücke und Bilder von **Dagmar Voiths** (116 S. m. 106 Photos u. 1 K.; Berlin 1941, Dt. Buchgemeinschaft; geb. RM. 4.70). Die Verfasserin bietet nicht die übliche Reisebeschreibung, sondern tief empfundene, in gewählter, hin und wieder etwas überschwänglicher Sprache gefaßte Stimmungsbilder über Land und Leute, die sich gut lesen und in Auswahl wohl auch für den Unterricht auswerten lassen.

H. Haack

Afrika

721. „Eingeborenenernährung und Ernährungspolitik im tropischen Afrika“ von Doz. Dr. rer. pol. habil. **Heinz-Dietrich Drißlieb** (Schriften d. Kol.-Inst. d. Hans. Univ., Bd. 1, Kolonialwirtschaftl. Reihe, Nr. 1, 220 S.; Hamburg 1941, Friederichsen, de Gruyter u. Co.; RM. 8.—). Die vorliegende Arbeit ist die erste Veröffentlichung des sozialökonomischen Seminars in der Kolonialwirtschaftlichen Reihe der Schriften des Kolonialwirtschaftlichen Instituts der Hanseatischen Universität. Die Frage der Eingeborenenernährung ist ein großer Fragenkomplex, von dessen richtiger Lösung die erfolgreiche Kolonisation in stärkstem Maße abhängt. In dieser richtigen Erkenntnis ist die Frage auch hier nicht einseitig behandelt, sondern es sind alle Zusammenhänge wenigstens in ihrer Problemstellung erfaßt, wodurch der Verfasser die wünschenswerte Weite erreicht, die für die Behandlung des Problems unbedingt nötig ist. Die Nahrungsmittel und ihre regionale Verbreitung werden zuerst behandelt, dann ihr Kaloriengehalt und die Hauptmängel der Eingeborenenernährung an Eiweiß, Mineralstoffen und Vitaminen. Im folgenden wird den Ursachen des Mangels nachgegangen, die teils in der Natur des Landes, teils in der Wirtschaft, teils aber

auch in den psychologischen Gebundenheiten der Eingeborenen zu suchen sind. Der Ackerbau und die Viehzucht sind in Afrika nicht einfache Erwerbsquellen, sondern vielseitig gebundene Wirtschaftsarten, bei denen soziale und magisch-religiöse Vorstellungen eine entscheidende, teilweise stark hemmende Rolle spielen. Dazu kommen rein rassenmäßig bedingte Unzulänglichkeiten, wie mangelnde Vorratswirtschaft, ungenügende Stetigkeit in der Arbeit, aber auch mißverständlicher Konservatismus und Ablehnung von Neuerungen. Andererseits hat die Ackerwirtschaft der Eingeborenen mit dem Eindringen der europäischen Kolonisation und schon vorher fremde Kulturgewächse übernommen, die sowohl zur Eigenernährung dienen, in den letzten Jahrzehnten teilweise zur Ausfuhr angebaut wurden. Es sind dadurch in einzelnen Gebieten Eingeborene als selbständige Ausführproduzenten für Kakao, Kaffee und dergleichen entstanden, die nun selbst in ihrer eigenen Ernährung von der Produktion anderer Eingeborener abhängig sind, so daß sich eine nach dem Binnenmarkt orientierte Nahrungsmittelproduktion entwickelt hat, die teilweise gegenüber der ursprünglichen Eigenversorgung Mängel aufweist. Die Ernährung der Plantagen- und Minenarbeiter findet nach verschiedenen Systemen statt, wobei meist ein Teil der Nahrungsmittel in Naturalien gegeben wird. Durch Zukauf kann Fehlendes ergänzt werden. Sowohl die gelieferten Nahrungsmittel, wie auch die Zubereitung wird teilweise von den Kolonialverwaltungen kontrolliert. Noch wesentlicher ist die Ernährung der großen Zahl von Minenarbeitern. Einige Minen haben eigene Plantagen zu diesem Zwecke angelegt, andere sind rein auf Zufuhr angewiesen. — Die Ernährung der Eingeborenen ist somit eine vielseitige Frage, zu deren Lösung gleichzeitige Untersuchungen der Ernährungs-, der Wirtschafts- und Lebensverhältnisse nötig sind, sowie Nahrungsmittel- und Stoffwechselluntersuchungen. Bei der Erzeugungsteigerung der Nahrungsmittel spielen die Anbaumethoden, Saatzüchtungswahl, Einfuhr der Düngung, Fruchtwechsel, Pflugbau und Verbesserung der Viehqualitäten eine große Rolle. Bei dem meist periodischen Klima ist auch die Konservierung und Speicherung von Nahrungsmitteln von größter Bedeutung. Sind in einzelnen Gebieten klimatisch bedingte Hungersnöte nicht selten, so ist andererseits auch die Vorsorglichkeit der Eingeborenen für die Speicherung nach Menge und Art der Aufbewahrung verbesserungsbedürftig. Dieser ganze Fragenkomplex wird durchgesprochen und geklärt und Hinweise auf seine Behandlung gegeben. Wertvoll sind die im Anhang mitgeteilten Aufstellungen des Ernährungsstypus von Stämmen des Urwaldes, der Savanne und Steppe und eines Hirtenvolkes, sowie Aufstellungen des Nährwertes und Vitamingehaltes der wichtigsten afrikanischen Nahrungsmittel, sowie Zusammenstellungen der Rationen und Verordnungen über Arbeiterernährung im Belgischen Kongo und in anderen Kolonien. Verfasser ist dem ganzen Problem der für jede erfolgreiche Kolonisation so wichtigen Frage der Eingeborenenernährung im tropischen Afrika in seiner Vielseitigkeit gerecht geworden. F. Klute

722. „Haustier und Mensch in Libyen.“ Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise nach Nordafrika von Dr. phil. habil. Hermann Peters (148 S. m. 4 Farbtaf. u. 79 Lichtbildern nach Orig.-Aufn. d. Verf.; Dehringen 1940, Hohenlohesche Verl.-Buchhandlung; geb. RM. 6.—). Nach den in einer Eingeborenenkompanie durchgeführten Messungen zeigen sich vor allem Orientalide und Mediterrane als die Haupttypen, wobei sich armenoide, cromagnone und

negroide Einschläge feststellen lassen. Auch Khoisanide Einschläge werden vermutet, allerdings, wie die Bilder zeigen, ohne Kraushaar. Im Berberstypus, der sich besonders durch größere Nase und breiteren, grobkontigen Gesichtstypus auszeichnet, vermutet Peters auch wegen des Hinterkopfes einen Cromagnoneinschlag. Die erwachsenen Männer der alten Judengemeinde Tigrinna zeigten vor allem orientales und Berberblut, während das eigentliche jüdische mengemäßig zurücktrat. Bei den Haustieren werden vor allem die Hunde untersucht, die in folgenden drei Rassen vorhanden sind: 1. dem kleinen Negertier, 2. dem weißen Schäferhund der Berber und 3. dem hochgezüchteten Windhund (Schlugi), der bei den Jägern und Hirten Nordafrikas weit verbreitet ist. Unter den Schaftassen ist das Festschwanzschaf vermutlich aus dem vorderen Orient gekommen. Kürzer werden Dromedar, Pferd, Esel, Rind und Ziege behandelt. Die durch sehr gute Aufnahmen bebilderte Arbeit ist sehr zu begrüßen, da die kombinierte Untersuchung von Menschen- und Haustierrassen Schlüsse über Herkunft und Verwandtschaft der Rassen beiderseits begünstigen.

F. Klute

723. „Die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse der Sotho-Tswana in Transvaal und Betschuanaland“ von Dr. Paul-Denert Breuß (Schriften des Kolonial-Inst. d. Hanseischen Univ., Bd. 3, Völkerkundl. Reihe, Nr. 1, 121 S.; Hamburg 1941, Friederichsen, de Gruyter u. Co.; RM. 4.50). Die Sotho-Tswana-Stämme im nördlichen Transvaal und in Basutoland sind nach Kultur und Sprache eine Einheit gegenüber den übrigen Bantu. Ihre Ahnenreligion ist tief im sozialen Leben verwurzelt, da der oberste politische Führer gleichzeitig der oberste Priester ist. Das Wirtschaftsleben beruht einerseits auf der Viehzucht, die religiöse Bindungen zeigt, während andererseits der Ackerbau profan ist und heute meist schon als Pflugbau von den Männern betrieben wird. Im Stammesleben bilden die Sippe, die Ahnenverehrung, die Verehrung des Alters und die Rangstufen, die durch Geburt vererbt werden, die Grundlagen der sozialen Gliederung. — Verfasser geht die Wirkungen der alten Verfassung auf den einzelnen, die Sippe und den Stamm durch und zeigt die Auflockerung, die dieses Gefüge durch das Zusammentreffen mit der europäischen Kultur und Lebensweise betroffen hat. Besonders wird die Strenge der alten Organisation bei den Initiationschulen betont und ihr guter Erfolg für die Geschlossenheit des Gemeinschaftslebens innerhalb des Stammes. Hat die Macht des Häuptlings auch dadurch eingebüßt, daß der kriegerische Selbstschutz durch die europäische Kolonialmacht übernommen wurde, so zeigt sich doch auch bei vielen nicht mehr im Stammverband Lebenden ein ständiges Abhängigkeitsgefühl von den Häuptlingen. Er schlägt deshalb vor, die Häuptlingswürde zu stärken und für die europäische Verwaltung stärker einzuschalten. Er verkennt dabei nicht, daß dies nur geschehen kann, wenn die Häuptlingswürde fernerhin — wie bei allen Bantustämmen — in die religiösen Anschauungen verknüpft bleibt. Damit wäre aber auch der Gemeinschaftsbesitz für Ackerland und Arbeit zu erhalten, was der europäischen Ansichten über Privateigentum und Selbständigkeit der Arbeit widerspricht. Auf diese Schwierigkeiten wird hingewiesen, auch auf die Möglichkeit eines Nebeneinanders beider Anschauungen und dergleichen mehr. Die Arbeit ist durch die aufs Ganze gesehene Betrachtung dieser Fragen über den Rahmen der Einzeluntersuchungen des Verfassers bei den Sotho-Tswana-Stämmen hinaus von allgemeiner Bedeutung. F. Klute

B. NEUE WERKE

724. „Girts Erdkunde in Stichworten.“ Kurz-
ausg. In 2 Hefen bearb. v. **Johannes Arndt** u. a.
(S. 1: Deutschland u. Europa, 80 S. m. 26 Abb.
u. 96 Bildern; RM. 1.10; S. 2: Die fremden Erd-
teile, 56 S. m. 18 Abb. u. 48 Bildern; RM. 0.90;
Breslau 1941, F. Girt.)
725. „Erdkundebuch für Mittelschulen.“ Hrsg.
v. Mittelschulrektor **Friedrich Klümer** u. Prof. Dr.
Emil Hinrichs (T. 1 u. 2: Das Deutsche Reich, die
Schweiz u. d. Donauraum. Bearb. v. **Magnus Blöd**
u. **Gottfried Rojenbusch**, VI, 254 S. m. Abb.; Frank-
furt a. M. 1941, M. Diesertweg; geb. RM. 3.—).
726. „Tropenwelt Java.“ Reiseindrücke und
Bilder von **Dagmar Bothas** (114 S. m. 106 Fotos
u. 1 K.; Berlin 1941, Dt. Buchgemeinschaft; geb.
RM. 4.70).
727. „Geologische Jahresberichte.“ Unter
Mitw. d. Geol. Vereinigung u. zahlr. Fachgenossen
hrsg. v. S. v. Bubnoff (Bd. 3: A. Historische u. all-
gemeine Geologie. Bericht über die Jahre 1938 u.
1939, 385 S.; Berlin 1941, Gebr. Borntraeger;
RM. 32.—).
728. „Lebensraumfragen europäischer Völ-
ker.“ Hrsg. v. Prof. Dr. Karl G. Diegel, Prof. Dr.
Oskar Schmieder, Prof. Dr. S. Schmittbrenner
(Bd. 1: Europa, XII, 735 S. m. Abb., 2 K.; Leipzig
1941, Duellé u. Meyer; geb. RM. 15.—).
729. „Die deutschen Hochseepegel“ von **Hel-
muth Geißler** (Deutsche Seewarte. Ausg. d. Archiv d.
Dt. Seewarte u. d. Marineobs., Bd. 61, Nr. 1, 88 S.
m. 6 Bildern, 7 Fig. u. 15 Tab., 14 Taf. im Anh.;
Hamburg 1941, Hammerich u. Lesser [zu beziehen:
Hamburg, M. Riegel]; RM. 3.50).
730. „Belgisch-Kongo als Wirtschafts- und
Verkehrsraum“ von Prof. Dr. **Werner Gley**. Hrsg.
im Auftr. d. Vorstandes d. Vereins f. Geographie
und Statistik zu Frankfurt a. M. (Frankfurter geogr.
Hefte, Jg. 14, 1940, 184 S. m. 13 Fig., 16 Tab. u.
1 Beil. v. 3 K.; Würzburg 1941, A. Tritsch; RM. 5.40).
731. „Das Reich und Europa“ von **Fritz Hartung**
(u. a.) (141 S., 2 K.; Leipzig 1941, Koehler u. Amel-
ang; geb. RM. 5.50).
732. „Die außereuropäischen Länder“ (nach
den Richtlinien vom 15. Dez. 1939) von Lehrer
Richard Hofmeister (Die Werkstatt der Volksschule;
64 S.; Berlin 1941, Dr. M. Matthiesen; RM. 2.—).
733. „Sofia, Hauptstadt Großbulgariens“
von **Heria Holmak** (Schriftenfolge „Neue Welt“,
Nr. 1, 54 S. m. Abb.; Sofia 1941, Dt. Buchhandlung
E. Teller; RM. 3.—).
734. „Der Suezkanal einst und heute“ von
Dipl.-Volkswirt Dr. **Reinhard Hüber** (Schriften für
Politik u. Auslandskunde, S. 75, 95 S. m. Abb. u.
1 Kartenf.; Berlin 1941, Junfer u. Dünnhaupt;
RM. 3.—).
735. „Papenburg, die Entwicklung und Bes-
iedlung einer westdeutschen Landschaft seit dem
Ende der letzten Eiszeit bis zur Gegen-
wart“ von **Fritz Jonas** (Repertorium specierum no-
varum regni vegetabilis, Beihefte, Bd. 124, 72 S.,
40 Taf. m. 17 K. u. Prof. u. 33 Bildern; Berlin-
Dahlem 1941, Verl. d. Repertorium; RM. 25.—).
736. „Niedersächsische Industrieleinstädte
siedlungsgeographisch betrachtet.“ Beispiel zur
Umwandlung der Kulturlandschaft durch Ansiedlung
von Industrie von **Hudolf Wöpper** (Schriften d. Wirt-
schaftswiss. Ges. z. Studium Niedersachsens E. V., N. F.
Bd. 14 = Provinzial-Just. f. Landesplanung, Landes-
u. Volkskunde v. Niedersachsen an d. Univ. Göttingen,
Reihe A, 1, Bd. 14, 127 S. m. Abb.; Oldenburg 1941,
G. Stalling [Ausfg.: Th. Schulzes Buchh., Han-
nover]; RM. 4.50).
737. „Koloniale Gesundheitsführung in
Afrika.“ (Verhandlungen d. Dt. Tropenmed. Ges.,
11. Tagung v. 3.—5. Oktober 1940 in Hamburg,
VII, 304 S. m. 60 Abb.; Leipzig 1941, F. A. Barth;
RM. 9.60).
738. „Großdeutschlands Bodenschätze“ von
Dr. **Erich Krenkel** (Verständl. Wissenschaft, Bd. 47,
VI, 147 S. m. 61 Abb.; Berlin 1941, Springer-Verl.;
geb. RM. 4.80).
739. „Der Verdegang der portugiesischen
Kulturlandschaft“ von Prof. Dr. **S. Lautensack**
(38 S.; Berlin 1941, A. Metzner).
740. „Geschichtlicher Kampf um die deutsche
Westgrenze“ von Univ.-Prof. Dr. **Johann von
Leers** (Festvortrag, geb. auf d. Eröffnungsfeier d.
Berm.-Akad. Straßburg am 18. Dez. 1940). (Schriften
d. Reichsverbandes dt. Verwaltungs-Akademien, S. 7,
93 S.; Berlin 1941, Industriebverl. Spaeth u. Linde;
RM. 2.—).
741. „Regelstationen des Kriegsmarine-
Pegelsystems der Ostsee“ von **Fritz Rodel**. Mit
Einführung v. Reg.-Dir. Dr. v. Schubert (Deutsche
Seewarte. Ausg. d. Archiv d. Dt. Seewarte u. d.
Marineobs., Bd. 61, Nr. 2, 57 S., 1 Taf.; Hamburg
1941, Hammerich u. Lesser [zu beziehen: Hamburg,
M. Riegel]; RM. 2.50).
742. „Eigenschwingungen der Ostsee“ von Dr.
Gerhard Neumann (Deutsche Seewarte. Ausg. d.
Arch. d. Dt. Seewarte u. d. Marineobs., Bd. 61,
Nr. 4, 57 S. m. 25 Abb. im Text u. Anhangstaf.;
Hamburg 1941, Hammerich u. Lesser [zu beziehen:
Hamburg, M. Riegel]; RM. 3.50).
743. „Heimat- und Weltkunde für den jungen
Deutschen.“ Ein Lehrbuch der Erdkunde für Mittel-
schulen von Dr. **Nichard Ritschke**, Dr. **Konrad
Schwierstott**, Kreislehrer **Rudolf Eugemann** (Bd.
1/2: Deutschland, die Schweiz u. d. Donauraum. Bear-
arb. v. Dr. **Nichard Ritschke** und Dr. **Konrad
Schwierstott**. Für die 1. u. 2. Kl. VIII, 255 S. m.
Abb.; Reichenberg 1941, F. Kraus; Frankfurt a. M.,
D. Salle; geb. RM. 3.—).
744. „Das wahre Gesicht Japans.“ Ein Ja-
paner über Japan von **Komatichi Kohara** (276 S.,
8 Bl. Abb.; Dresden 1941, Zwingen-Verl.; geb.
RM. 4.80).
745. „Ostsee-Jahrbuch.“ Die Wirtschaft der
Länder im Ostseeraum. Hrsg. v. d. Industrie- u.
Handelskammer zu Lübeck. (7.) 1940/41. (153 S.;
Lübeck 1941, M. Schmidt-Römheld; RM. 2.—).
746. „Berlin.“ Das Werden seines Stadtbildes
von **Paul Ortwin Rabe** (60 S. m. eingedr. K.; Leipzig
1941, Koehler u. Amelang; RM. 1.—).
747. „Reichsamt für Wetterdienst.“ Anleitung
für die Beobachter an den Wetterbeobachtungsstellen
des deutschen Reichswetterdienstes. Ausg. f. d. Klima-
dienst. Allg. Teil f. d. Stationen 1.—3. Ordnung
(3. Aufl.; VI, 60 S. m. Abb.; 4 Bl.; Berlin 1941,
F. Springer in Komm.; RM. 3.—).
748. „Lebensraum der Deutschen im Kalischer
Land“ von **Dieterich Reiser** (Ostdeutsche Heimat-
bücher, Bd. 11, 111 S. m. 2 K. u. 20 Abb.; Leipzig
1941, S. Hirzel; geb. RM. 4.—).
749. „Lebensgrundlagen britischer Welt-
herrschaft“ von **Paul Ritter** (Koloniale Politik.
Schriften d. kolonialpolit. Amtes. Hrsg. im Auftr. d.
Reichsleiters General Ritter von Gpp, 144 S., 16 Bl.
Abb.; München 1941, F. Eher; geb. RM. 4.50).
750. „England, Deutschlands Widerpart.“
Die deutsch-englischen Beziehungen von 1815—1940

von **Heinz Günther Casse** (263 S.; Berlin 1941, N. Groß; geb. RM. 7.50).

751. „Schlag nach über die Sowjetunion.“ Wissenswerte Tatsachen, Übersichten, Tabellen u. Karten nebst 1 mehrfarb. Übersichtsk. v. d. Sowjetunion. Hrsg. v. d. Fachschriftenleitungen d. Bibliogr. Inst. (31 S.; Leipzig 1941, Bibliogr. Inst.; RM. 0.50).

752. „Revolution im Mittelmeer.“ Der Kampf um den italienischen Lebensraum. Hrsg. v. Gefandter Dr. Paul Schmidt (178 S. m. Abb.; 1 R.; Berlin 1941, Volk u. Reich Verl.; geb. RM. 6.—).

753. „Unter der Mitternachts-Sonne.“ 3 Jahre als Lappe von **Erich Wufmann** (142 S. m. 52 Abb. auf 28 Taf. u. 1 R.; Neubamm u. Berlin 1941, J. Neumann; geb. RM. 4.50).

C. AUS ZEITSCHRIFTEN, SONDERDRUCKE, DISSERTATIONEN

754. „Die Fischerei der Japaner vor den Sowjetküsten Sibiriens“ von **Fritz Bartz** (Mitt. d. Geogr. Ges. in München 33 [1940/41] 255—75 m. 1 R.).

755. „Beiträge zur Heimatkunde des Elbestales.“ Mitteilungsbl. d. Landschaftsvereines Elbestal im Deutschen Heimatbund (3 [1941] 1. Heft, S. 1—80 m. Abb.).

756. „Deutsche Geologie 1933—1940“ von Prof. Dr. **Serge von Bubnoff** (Forschungen u. Fortschritte 17 [1941] 25/26, 273—76).

757. „Zur Dynamik des äquatorialen Gegenstromes“ von **A. Defant** (Ann. d. Hyd. u. Marit. Meteorologie 69 [1941] 8, 249—60 m. 9 Abb.).

758. „Geologische Beobachtungen in den deutschen Alpen“ von Dr. **Heinrich Diehl** (Mitteilungsbl. d. MSLB., Gauverwaltung Bayer. Ostmark [1941] 8, 55).

759. „Deutsch-rumänische Kulturbeziehungen im Spiegel deutscher und rumänischer Zeitschriften“ von **Gustav Fochler-Hauke** (Dt. Kultur im Leben der Völker. Mitt. d. Akad. z. wissenschaftl. Erforschung u. z. Pflege d. Deutschums. Deutsche Akademie München 16 [1941] 1, 22—32).

760. „Der Eingeborenen-Kaufschuß“ von **C. A. Schellen** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 7/8, 313—22 m. 5 R.).

761. „Wahrung der russischen Eigenart der europäischen Völker“ von Oberdienstleiter Prof. Dr. **Groß** (Mitteilungsbl. d. MSLB., Gauverwaltung Essen [1941] 8, 53).

762. „Eine Neuberechnung der Dichteverteilung und der davon abhängenden physikalischen Größen im Erdinnern“ von **H. Haald** (Zeitschr. f. Geophys. 17 [1941] 1/2, 1—17 m. 6 Abb.).

763. „Mitteilungen der Geographisch-ethnographischen Gesellschaft Zürich“ (Früher „Jahresberichte“) (Bd. 40, 1939/40 u. 1940/41, XIV, 216 S., 8 Bl. Abb., 6 Pl.; Zürich 1941, Beer u. Cie. in Komm.; Fr. 8.—).

764. „Die Kunst des Einfühlens in der Kulturpolitik und das Erlebnis des großasiatischen Raumes“ von **Karl Haushofer** (Dt. Kultur im Leben der Völker. Mitt. d. Akad. z. wissenschaftl. Erforschung u. z. Pflege d. Deutschums. Deutsche Akademie München 16 [1941] 1, 88—94).

765. „Die Sathmarschwaben.“ Ein Beitrag zum Volksstammeskampf einer auslandsdeutschen Volksgruppe von Prof. **Wilhelm Hausmann** (Zeitschr. f. Erdkunde 9 [1941] 13—14, 393—402 m. 3 Textabb. u. 9 Abb. auf Taf.).

766. „Geologie und Lagerstätten der Insel Cypern“ von **W. Sendmann** (Zeitschr. f. prakt. Geologie 49 [1941] 7, 75—84 m. 10 Abb.).



767. „Die Heimatkunde im 3. u. 4. Schuljahr nach den neuen Richtlinien“ von Geh.-Rat Prof. Dr. **Dittw Karstädt** (Die Volksschule 17 [1941] 9/10, 123—29).

768. „Argentinien in der deutschen Literatur“ von **Wilhelm Keiper** (Ibero-amerikan. Archiv 14 [1941] 4, 256—99).

769. „Deutsche wissenschaftliche Leistungen in Argentinien“ von **Wilhelm Keiper** (Dt. Kultur im Leben der Völker. Mitt. d. Akad. z. wissenschaftl. Erforschung u. z. Pflege d. Deutschums. Deutsche Akademie München 16 [1941] 1, 33—48).

770. „Heimatkunde auf der Oberstufe der Mittelschule“ von **Dittw Köpfe** (Mitteilungsbl. d. MSLB., Gauverwaltung Schleswig-Holstein [1941] 7, 49—50).

771. „Landbau und Wirtschaftsplanung im Pfälzer Gebüsch“ von **Eugenie Lautenschach-Löffler** (Sonderdr. a. d. Westm. Abhandlgn. z. Landes- u. Volksforschung, Bd. 4, 1940, S. 306—30, m. 7 Abb.).

772. „Deutsche Stadt in zwei Jahrtausenden—Bromberg.“ Vergangenheit—Gegenwart—Zukunft von Dr. **Franz Lüdtke** (Mitteilungsbl. d. MSLB., Gauverwaltung Danzig-Westpr. [1941] 8, 105 bis 106).

773. „Amazonien als organischer Lebensraum.“ Zur Erinnerung an die 400jährige Wiederkehr der Entdeckung des Amazonas von **Philipp von Rühlburg** (Ibero-amerikan. Archiv 14 [1941] 4, 222—55 m. 6 Abb.).

774. „Verkehrsgeographische Stoffe im Erdkundeunterricht der höheren Schulen“ von Stud.-Rat **Heinz Manthe** (Die Dt. Höhere Schule 8 [1941] 13/16, 237—47).

775. „Japans maritime und kontinentale Stellung“ von Prof. Dr. **Ludwig Mecking** (Forsch. u. Fortsch. 17 [1941] 23/24, 257—59).

776. „Verkehrs- und Straßenbauten in Ostasien“ von **Josef R. F. Raumann** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 7/8, 322—35 m. 1 R.).

777. „Die deutschen Volksgruppen im ehemaligen Jugoslawien und ihr Werdegang im Rahmen der deutschen Südosifikolonisation“ von Stud.-Rat Dr. **Rudolf Reumann** (Die Dt. Höhere Schule 8 [1941] 13/16, 219—26).

778. „Ibero-Amerika im deutschen Schrifttum der letzten zehn Jahre“ von Bibliotheksrat Dr. **Hans Praefent** (Forschungen u. Fortschritte 17 [1941] 25/26, 290—91).

779. „Die Herrschaft der weißen Rasse in Afrika und Südamerika“ von **Wilhelm Rohmeder** (Mitt. d. Geogr. Ges. in München 33 [1940/41] 239—54).

780. „Die Niederlande“ von Dr. **Rosen** (Mitteilungsbl. d. MSLB., Gauverwaltung Düsseldorf [1941] 8, 53—54).

781. „Die Ostareuze Finnlands“ von Dr. **Otto Schäfer** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 7/8, 336—40 m. 1 Abb.).

782. „Schichttafeln und Rumpfmassen im morphologischen Geschehen“ v. **Heinrich Schmitt-henner** (Geogr. Zeitschr. 47 [1941] 7/8, 281—312 m. 10 Abb.).

783. „Philipp Fauth als Volksschullehrer und Heimatforscher“ von **J. Spröfler** (Mitteilungsbbl. d. MSLB., Gauverwaltung Westmarf [1941] 8, 84—86).

784. „Deutschland und Bulgarien“ von **Georg Stadtmüller** (Dt. Kultur im Leben der Völker. Mitt. d. Akad. z. wissenschaftl. Erforschung u. z. Pflege des Deutschtums. Deutsche Akademie München 16 [1941] 1, 8—21 m. 2 Abb. auf Taf.).

785. „Die deutsche Chinakunde“ von **Hans D. S. Stange** (Dt. Kultur im Leben der Völker.

Mitt. d. Akad. z. wissenschaftl. Erforschung u. z. Pflege d. Deutschtums. Deutsche Akademie München 16 [1941] 1, 56).

786. „Der neue Weichselraum“ von Dr. **Fritz Timme** (Mitteilungsbbl. d. MSLB., Gauverwaltung Südhannover-Braunschweig [1941] 7, 49—50).

787. „Die Verteilung und Ausrichtung des Lehrstoffes für den Erdkundeunterricht an Volksschulen“ von **Josef Wald** (Mitteilungsbbl. d. MSLB., Gauverwaltung Mainfranken [1941] 7, 49 bis 52).

788. „Für und Wider bei der astronomischen Theorie der Eiszeiten“ von **W. Kundt** (Meteorolog. Zeitschr., Bd. 58 [1941] 6, 193—206).

789. „Beiträge zur Kenntnis der oberbayerischen Osterseen“ von **Franz Jorell** (Mitt. d. Geogr. Ges. in München 33 [1940/41] 19—42 m. 8. u. Abb. auf Taf.).

ASTRONOMISCHE MONATSECKE

von **HANS KLAUDER**

DEZEMBER 1941

1. Die Sonne

Am 1. bzw. 15. und 31. Dezember um 0^h Weltzeit beträgt die Länge der Sonne in der Ekliptik: 248° 24,2', 262° 37,2', 278° 55,2', die Deklination δ : -21° 42,7', -23° 14,3', -23° 8,6', die Zeitgleichung z (= wahre Zeit - mittlere Zeit): +11^m 10,0^s, +5^m 8,4^s, -2^m 45,1^s; die Sternzeit Θ : 4^h 37,8^m, 5^h 33,0^m, 6^h 36,1^m und der scheinbare Durchmesser: 32' 30,4", 32' 33,9", 32' 35,7". Die Mittagshöhe der Sonne hat folgende Werte (für $\varphi = 50^\circ$): 18^h 1/4^o am 1., 16^h 3/4^o am 15. und 17° am 31. Am 22. Dezember um 5^h 45^m MZ. = 6^h 45^m MEZ beginnt der Winter.

2. Der Mond

Vollmond am 3. um 20^h 51^m WZ. im Stier ($\delta = +17\frac{1}{4}^\circ$)
Letztes Viertel am 11. um 18^h 48^m WZ. im Löwen ($\delta = +4\frac{1}{4}^\circ$)
Neumond am 18. um 10^h 18^m WZ. im Skorpion ($\delta = -18\frac{1}{4}^\circ$)
Erstes Viertel am 25. um 10^h 43^m in den Fischen ($\delta = 0^\circ$).

Der Mond befindet sich
 in **Erdferne** am 2. um 17^h WZ. (scheinbarer Durchmesser 29' 27,2")
 in **Erdnähe** am 17. um 14^h WZ. (scheinbarer Durchmesser 33' 24,8")
 in **Erdferne** am 30. um 0^h WZ. (scheinbarer Durchmesser 29' 29,4")
 im **aufsteigenden Knoten** am 11. um 16^h WZ.
 im **absteigenden Knoten** am 24. um 3^h WZ.

Am 30./31. Dezember zwischen 23^h 1/2^h und 1^h 1/4^h MEZ. wird nochmals Aldebaran vom Monde bedeckt.

3. Die Planeten

Merkur ist anfänglich eine Stunde vor Sonnenaufgang im Südosten zu finden. Am 22. gelangt er in obere Konjunktion mit der Sonne, so daß er in der zweiten Dezemberhälfte unsichtbar ist. Die Sichtbarkeitsdauer der **Venus** als Abendstern nimmt infolge Zunahme ihrer Deklination noch um 20^m zu. Am 29. strahlt sie im größten Glanze und geht dann etwa 19^h 1/2^h unter. **Mars** kann am Abendhimmel bis 2^h 3/4^h bzw. 1^h 3/4^h beobachtet werden. **Jupiter** gelangt am 8. in Opposition zur Sonne und ist infolgedessen während der ganzen Nacht sichtbar. Er kulminiert um Mitternacht in 62° Höhe. **Saturn** schließlich geht

Jupiter etwa 1^h 1/2^h Stunden voran (Untergangszeit: 6^h 1/4^h bzw. 4^h).

4. Der Fixsternhimmel

Mitte Dezember kulminieren bei Nachtzeit folgende Fixsterne 1. Größe:

Antares im Skorpion	um 17 ^h 1/2 ^h in 10° Höhe
Aldebaran im Stier	23 ^h " 56° "
Rigel im Orion	23 ^h 3/4 ^h " 32° "
Capella im Fuhrmann	23 ^h 3/4 ^h " 86° "
Deiçegeuze im Orion	0 ^h 1/2 ^h " 47° "
Sirius im Gr. Hund	1 ^h 1/4 ^h " 23° "
Rastor i. d. Zwillingen	2 ^h " 72° "
Prokyon im Kl. Hund	2 ^h 1/4 ^h " 45° "
Pollux i. d. Zwillingen	2 ^h 1/4 ^h " 68° "
Regulus im Löwen	4 ^h 3/4 ^h " 52° "

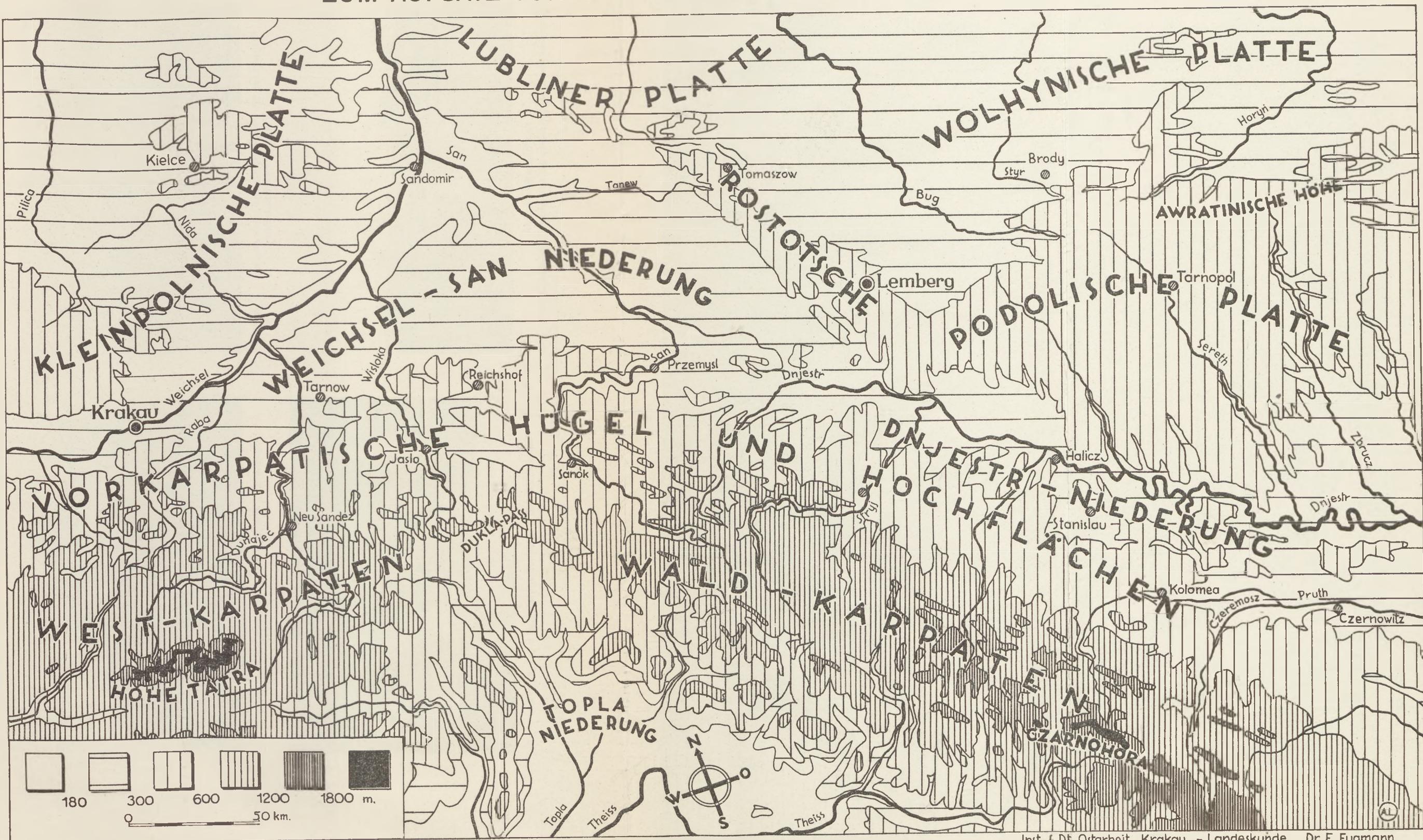
(Zeitangaben in wahrer Ortszeit, $\varphi = 50^\circ$). **Algol**-minima: Am 7. um 7^h 8^m, am 10. um 4^h 6^m, am 13. um 1^h 4^m, am 15. um 22^h 2^m, am 18. um 19^h 1^m und am 30. Dezember um 6^h 3^m MEZ.

Halberscheinungen. — Durch Brechung und Spiegelung in Eiskristallen, also vor allem bei Zirrusbewölkung können Sonne und Mond Lichterscheinungen in der Atmosphäre hervorrufen, die sogenannten Halos. Die durch Spiegelung bewirkten Halos sind farblos, während die auf Brechung beruhenden farbig sind.

Die häufigsten Halos sind farbige Ringe, in deren Mittelpunkt die Sonne oder der Mond steht, der kleine Ring mit einem Radius von 22°, der große Ring mit einem solchen von 46°, ferner Bögen, die die beiden Ringe oben oder unten, manchmal auch seitlich, berühren. Die Spektralfarben verlaufen dabei so, daß Rot immer der Sonne am nächsten liegt. Auch auf dem durch Sonne bzw. Mond gehenden Horizontalkreis sind häufig Halos sichtbar. Die meist etwas helleren Schnittpunkte dieses Kreises mit großem und kleinem Ring heißen Nebensonnen und Nebenmonde. Als Gegen Sonne wird eine im Gegenpunkt der Sonne auftretende Halberscheinung bezeichnet. Ferner rechnet man auch häufig die farbigen Höfe um Sonne und Mond dazu. Diese sind jedoch auf Beugung des Lichts zurückzuführen.

Da das Auftreten der Halberscheinungen an bestimmte Wolkenformen gebunden ist, ist ein Zusammenhang mit gewissen Wetterlagen ohne weiteres klar. Das gleiche gilt für eine Abhängigkeit von den Sonnenflecken, die aber wie durchweg bei meteorologischen Vorgängen nur wenig ausgeprägt ist.

ZUM AUFSATZ VON E. R. FUGMANN: LANDSCHAFT GALIZIENS



Karte 1. Großlandschaftliche Gliederung Galiziens



L/0998

Karte 2. Geologische Übersicht Galiziens

INST. FÜR DT. OSTARBEIT - KRAKAU SEKT. LANDESKUNDE DR. E. FUGMANN

JUSTUS PERTHES GOTHA

ZUM AUFSATZ VON E. KRENN: EIN BESUCH IN DEN SCHWEDISCHEN SCHÄREN



Abb. 1. Das Kirchlein auf dem Eiland „Väderskär“



Abb. 2. Die rückwärtige Innenseite des Kirchleins

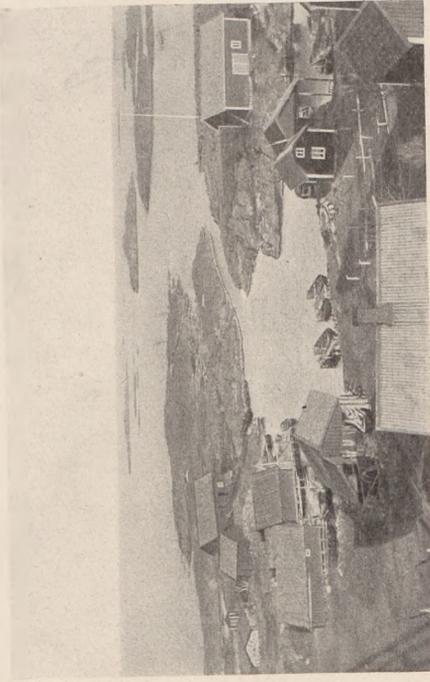


Abb. 4. Hafenausfahrt von Städsholmen und vorgelagerte kleine Schären (Holme)

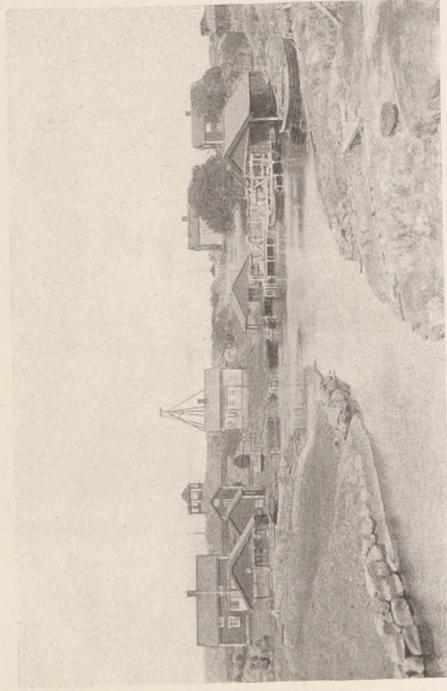


Abb. 3. Städsholmen
Vorne der Hafen. Rückwärts das sechseckige Lötisenhäuschen, daneben der Aussichtsturm

KÜRZLICH IST ERSCHIENEN

O S T - E U R O P A U N D
V O R D E R - A S I E N

1:3 000 000

Nordblatt / Südblatt

Größe je 88×118 cm

Die Karte beruht auf der Internationalen Stieler-Ausgabe und reicht von der Norwegischen Küste bis über den Ural, von Novaja-Semlja bis annähernd Basra.

Unaufgezogen plano oder gefalzt in Umschlag RM. 4.—

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

KÜRZLICH IST ERSCHIENEN

S Ü D W E S T - A S I E N

1:5 000 000

Größe 88×126 cm

Die Karte beruht auf der Internationalen Stieler-Ausgabe und reicht von der Nil- bis zur Ganges-Mündung, von Samarkand bis zur Südspitze von Ceylon.

Unaufgezogen plano oder gefalzt in Umschlag RM. 4.—

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

SOEBEN IST ERS

Biblioteka
W. S. P.
w Gdańsku

C-III-509

S Ü D A M E R I K A

1:4 000 000

Die Karte, die auf der Grundlage des Internationalen Stieler bearbeitet ist, erscheint in 3 Blättern:

Nordwest-Blatt / Nordost-Blatt
Süd-Blatt

Die Blätter sind je etwa 80×110 cm groß und zu einer Gesamtkarte zusammensetzbar.

Unaufgezogen plano oder gefalzt in Umschlag RM. 4.— je Blatt,
bei Bezug der Gesamtkarte RM. 10.— für alle 3 Blätter.

JUSTUS PERTHES IN GOTHA

SOEBEN IST ERSCHIENEN

VEREINIGTE STAATEN VON NORDAMERIKA

1:3 000 000

Die Karte, die auf der Grundlage des Internationalen Stieler bearbeitet ist, erscheint in 2 Blättern:

West-Blatt / Ost-Blatt

Die Blätter sind je etwa 84×100 cm groß und zu einer Gesamtkarte zusammensetzbar.

Unaufgezogen plano oder gefalzt in Umschlag RM. 4.— je Blatt,
bei Bezug der Gesamtkarte RM. 7.— für beide Blätter

JUSTUS PERTHES IN GOTHA